BORKOWSKI × VNSER HEILIGER KRIEG × ERSTER TEIL











Unser Heiliger Krieg

von

Professor Ernst Borkowsky

Mit Bildern
von Professor Walter Klemm und Emil Preetorius



11.–20. Tausend

Gustav Kiepenheuer Verlag / Weimar 1915

Inhalt

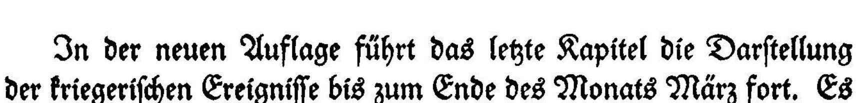
Vorwort

Das gemeinschaftliche Durchkämpfen des Krieges hat unser Volk zu einem großen Volke gemacht. In der Schlachtlinie und hinter der Schlachtlinie steigerten sich alle Körper- und Seelen- und Geistes-kräfte zum höchsten Lebensgefühl; und zugleich wurde die ernste Stunde zu einer Prüfung aller Werte unserer Kultur. Der Krieg zeigte, wer wir sind und was wir vermögen. Er segnete uns, und wir erhoben ihn zum Heiligtum.

Taten vollbringen und *Taten erleben* — beides fordert einen großen Sinn. Das Erleben wollen wir festhalten. Diese Aufgabe bedarf keiner geschichtlichen Reifezeit; sie löst sich am besten unmittelbar aus der Zeitstimmung heraus. Auch die Freude an den Waffentaten und das Bewußtsein unserer siegenden Stärke soll aus diesem Buche sprechen. So gibt das letzte Kapitel eine Zusammenfassung der Ereignisse in der Front im Westen und Osten und auf dem Meere. Der geschäftige Verstand und die lenkende Kraft des Krieges bleiben uns zunächst noch verborgen; die strategische Entwicklung soll daher einem zweiten Bande vorbehalten sein.

Naumburg a. S., 22. November 1914.

Prof. Dr. Ernst Borkowsky.



In der neuen Auflage führt das letzte Kapitel die Darstellung der kriegerischen Ereignisse bis zum Ende des Monats März fort. Es bleibt zunächst nur ein kurzer Ergebnisbericht, denn die geschichtliche

Arbeit soll erst der nächste Band unseres Werkes bringen, sobald sich das Studium auf gesicherte Grundlagen stützen kann.

Naumburg a. S., am 100. Geburtstage des Fürsten Bismarck.

Prof. Dr. Ernst Borkowsky.



Anmerkung. In der ersten Auflage sind die Taten unserer Bundesgenossen schlechthin als österreichische bezeichnet. Das Wort war nur aus dem Grunde der bequemen Kürze gewählt; aber es ist doch jetzt, soweit das technisch noch im Neudruck möglich war, durch den gerechteren Ausdruck „österreichisch-ungarisch" ersetzt.

Der Friede





Der Friede

Immer müssen wir sein wie die Nibelungen. Ihre Herberge war von Not und Tücke umlauert, und sie legten das Haupt erst zur Ruhe, wenn sie wußten, daß Hagen vor dem Saale Wacht hielt; und selbst, als sie zum Münster schritten, nahmen sie die Schwerter statt der Rosenkränze zur Hand und stülpten den Eisenhelm auf und trugen die blanke Halsberge unter den seidenen Gewändern.

Es ist auf unserem Boden noch kein Geschlecht erwachsen, dessen Tage in der lächelnden Güte eines ewigen Friedens ruhten; das Wanderlied unserer Geschichte geht im Takte kriegerischer Marschmusik. Und es ist doch so schön, das Schwert in Lorbeer und Myrte zu bergen und in stiller Rast am Herde dem frohen Gesang des Lebens zu lauschen.

Kriege hat es in Deutschland zu allen Zeiten gegeben, aber heilige Kriege nur drei; das sind unsere Eisernen-Kreuz-Züge.

„Der Herr ist unsere Zuversicht, wie schwer der Kampf auch werde," beteten vor hundert Jahren die Lützower, und die Schlachten wurden zu Gotteswerken und die Siegeslieder zu Chorälen. Und der alte Arndt rief zu den Preußen: „Daß ihr solche Männer sein würdet, als ihr erschienen seid, das dachtet ihr nicht, und das dachten wir nicht und konnten es nicht denken; das ist die Gewalt des höchsten Gottes, die über die Menschen kommt, daß sie aus ihnen selbst heraus und über sich selbst emporgehoben werden und dann nicht mehr fühlen,

wer sie gewesen sind, ja kaum fühlen, wer sie sind, wenn das Höchste sie beherrscht." Allein diese Gottesstreiter hatten zu wenig Erdenschwere. Als ihre Volkskraft so wunderbar wuchtig die Weltherrschaft Napoleons zerschlagen und jedem Lande Europas sein Leben und sein Recht zurückgegeben hatte, trugen sie wohl das Bewußtsein, daß ihr eigenes deutsches Blut aus Sühnungswunden geflossen war, aber es kam ihnen kaum der Gedanke, daß es nun auch Sache des Feindes war, zu sühnen, was seine Willkür ein halbes Menschenalter lang an Not und Tod über ihr Vaterland gebracht hatte. Der fromme Krieg blieb eine Abwehr des Unrechts und der Gewalttat und wurde kein Feldzug der Vergeltung. Nicht einen Schrittbreit Landes von dem verlorenen alten Reichsgebiet gewannen wir, nicht eine Million von den geraubten Milliarden — und unter Europas Mächten nicht einen einzigen Freund. Deutschland war der Ajax, der Turm in der Schlacht, aber der schöne Preis ward den schlauen Odysseusvölkern zuteil. Und indessen Frankreich und die anderen Staaten alle auf dem Trümmerfelde schnell wieder ihr Glück bauten, verkümmerten die deutschen Länder ringsum jahrzehntelang in wirtschaftlicher Kargheit und Verdrossenheit, fast erwürgt von der Schuldenlast, die das Kriegselend auf sie gelegt hatte. Seit jenen Tagen ist es, daß in unsrer Seele dicht neben dem Zutrauen zum deutschen Schwert ein Mißtrauen zur deutschen Diplomatenkunst wohnt.

Die Dichter des Befreiungskrieges hatten mit lauten Reichsheroldklängen das Volk entzückt, daß alte und junge Herzen der Erfüllung hohenstaufischer Herrlichkeit entgegenbebten; aber der Alltag, der auf den Festrausch kam, wußte nichts von einem Kaiser und einem Reich. Der Preuße blieb Preuße, der Bayer blieb Bayer und der Schwarzburger ein Sondershausener oder ein Rudolstädter. Und also galt immer noch die Antwort, die der junge Goethe auf die Frage

„Haben wir ein Vaterland?“ gegeben hatte: „Für den unbefangen Denkenden ist das Vaterland nirgends und überall!“ Und immer noch galt die Wertmarke, mit der der deutsche Mensch im Zeitalter Goethes für den Weltmarkt gestempelt war: „Er ist gutmütig, und seine Bestimmung weist ihn auf das Dichten und Denken hin; er ist dem Erdenhaften entzogen, und das Gefilde des Überirdischen ist ihm als Lehen zugewiesen.“ Dennoch war diese internationale Wertung eine Fälschung und eine Versündigung. Dem kraftfrohesten aller Völker war die nationale Einheit als Idee gesteckt, und dem einigen mußte die Erde gehören mit allen ihren greifbaren Gütern.

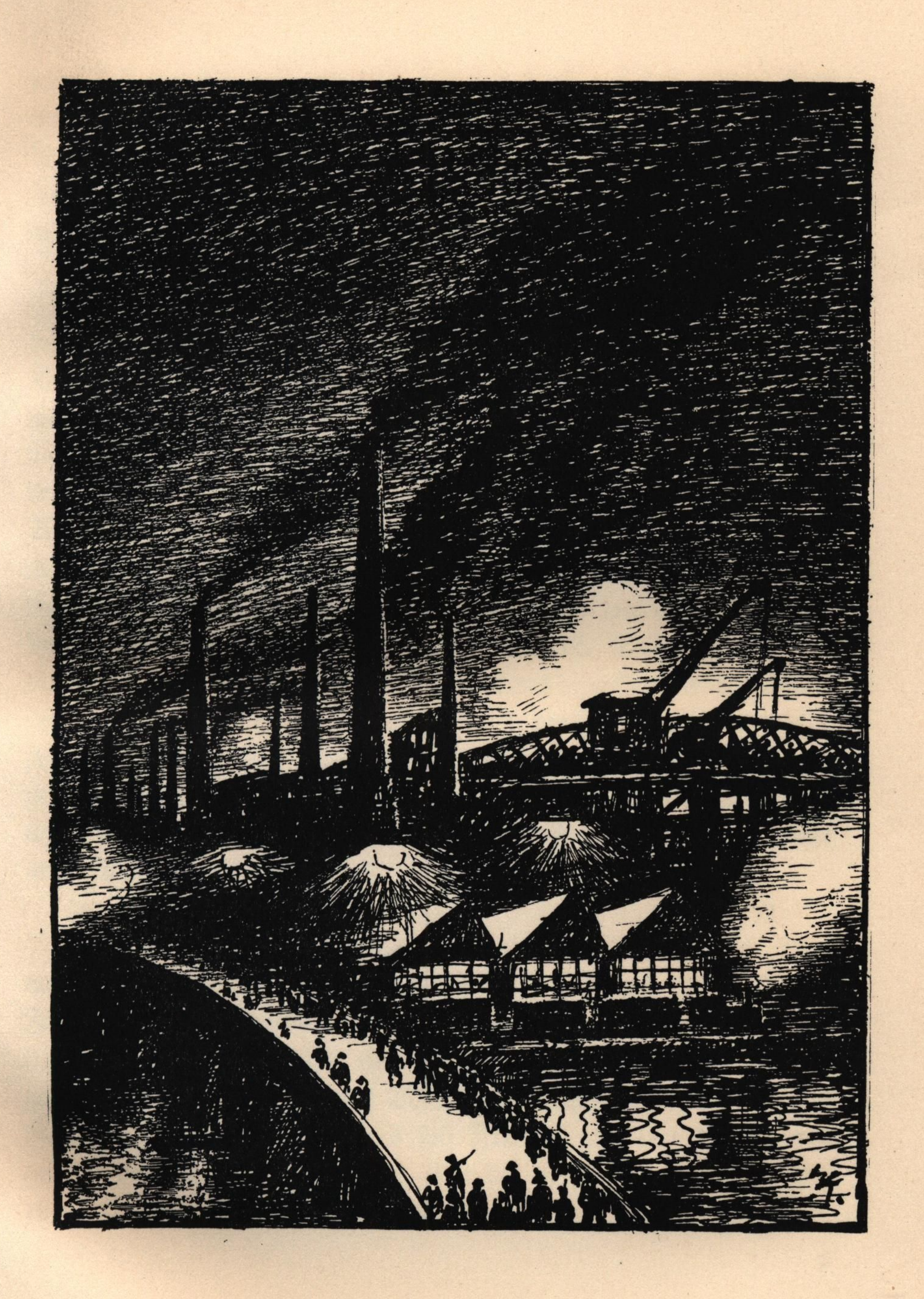
Aus dem zweiten heiligen Kriege brachten die Deutschen ihre Einheit als Siegespreis heim. „Das neue Deutschland“, so sprach der alte Kaiser, als sich zum ersten Male die Boten des Reiches um ihn sammelten, „das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren.“ Auf dem Schlachtfelde waren wir ein großes Volk geworden, der Friede machte uns zum größten Volke. Schon am Abend der Übergabe der Stadt Metz sah der Eroberer, der Prinz Friedrich Karl, in die Ferne: „Wir haben mit den Waffen in der Hand Siege erfochten, es handelt sich jetzt darum, zu siegen auf industriellem Gebiet.“ Und Kaiser Wilhelm verkündete es laut im Weißen Saale seines Schlosses: „Dem ruhmreichen Reichskriege soll ein nicht minder ruhmreicher Reichsfriede folgen; unsere Aufgabe soll darin beschlossen sein, daß wir uns in dem Weltkampfe um die Güter des Friedens als Sieger erweisen.“

Nun erst in den gesegneten Jahren entrang sich die Vollnatur des deutschen Wesens; neben der Seele, die grübelnd und dichtend

alle Höhen und Tiefen maß und im reinen Anschauen der Schönheit sich entzückte, brach die andere hervor, die so lange zurückgehaltene, die mitten im Leben bleiben und sich dies Leben erobern will. Wolframs Parzival, die Mystik Meister Eckhardts, der heimliche Schatz Albrecht Dürers, der Gewissensglaube Luthers, Goethes Lyrik, Beethovens Subjektivismus, Kants Pflichtenlehre und Fichtes Sittenlehre haben die Welt von innen heraus zu begreifen versucht. Aber dahinter tönten immer die deutschen Schlachtgesänge auf allen Kampfplätzen der Erde. Und nun kam die Welteroberung der Technik, der Industrie, der Naturwissenschaften, die Siege Liebigs, du Bois-Reymonds, Krupps, der Hamburger und Bremer Schiffahrtsgesellschaften. Dem alten Idealismus war eine neue, männlichere Fassung gegeben. Seelenkultur und Arbeitskultur: in der Zusammenfassung dieses Widerspruchsvollen entwickelte sich der deutsche Geist, lebensfrisch und lebensjung. Und so sprach der Dichter:

„Der eurem Blut entspringt, der Jugendbronnen,
Verjüngt des Weltteils alterndes Gebein.
Und wo ein Hader dräuend sich entsponnen,
Schiedsrichter wird der deutsche Wille sein;
Denn staunend murmeln sie im Völkerrat:
Das Volk der Träumer ward das Volk der Tat."

Geboren war dieser Tatengeist im heiligen Kriege vor hundert Jahren, aber mündig gemacht hat ihn erst der zweite heilige Krieg im Jahre 1870. Und niemals hat er verleugnet, daß er der Bruder jenes anderen Geistes war, des Dichtens und Denkens. Dasselbe Blut kreist in dem stillen Gelehrten, dessen Gedanken die Erde umspinnen, und in dem raschen Seemann, der mit seinem Schiff diesen Gedanken folgt; in der Organisation vielzweigiger Kaufmannsarbeit, in dem folgerichtigen Aufbau unseres Heeres liegt als Grundstein der kategorische Imperativ Immanuel Kants. Und noch mehr: nur



ein Volk der Dichter und kein anderes sonst auf der weiten Erde vermochte phantasievoll und rücksichtslos diese gewaltige Idee zum Leben zu zwingen: aus dem Nichts und über Nacht eine Flotte zu schaffen, ein Wunder, unbegreiflich für den Alltäglichkeitssinn Englands und für die Kulturschwerfälligkeit Frankreichs.

Gegen solchen Mannesgeist und solche Mannestat waffnet sich der Neid der aufgestörten Welt. Wir müssen unseren dritten heiligen Krieg kämpfen, und das Äußerste, was wir an Geist, das Äußerste, was wir an Kraft vermögen, setzen wir ein. „Wir sind die Seele der Welt", rief in den ersten Tagen des furchtbaren Völkerstreites der Jenaer Philosoph mit der freudigen Zuversicht einer sicheren Weisheit, „sollten wir vernichtet werden, so bräche ein ewiges Wirrnis über die Menschheit herein. So gewiß wir aber überzeugt sind, daß die Weltgeschichte einen Sinn hat, so sind wir auch überzeugt, daß der Deutsche auf dieser Welt notwendig ist. Daher werden wir auch diesen Kampf bestehen. Wir schaffen aus innersten, tiefsten Gründen, darum fühlen wir uns auch stark. In der Welt der Innerlichkeit fußend, setzen wir uns trotzig und furchtgebietend der Außenwelt entgegen. Laßt uns so auf uns selbst stehen. Fassen wir mit aller Kraft unser deutsches Wesen, dann werden uns auch die Pforten der Hölle nicht überwinden."

Wir haben zwei hohe Lieder des deutschen Bürgertums: „Hermann und Dorothea" und „Die Glocke". Sie sind die verklärten Zeugnisse der Redlichkeit und Schlichtheit, der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, der Innigkeit und Innerlichkeit, der Ehrbarkeit und guten Sitte, des Gott- und Menschenvertrauens, die in unserem Hause wohnen. Und über uns soll Friede sein. Nur im Frieden gedeiht das wohlverwahrte Gut, sagt der verständige Bürgerssohn zu seiner Dorothea, und er fährt dann fort:

„Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Und wie hier Goethe, so läßt auch Schiller in seinem Bürgerlied Friede als letztes Wort hoch vom Dome über die Dächer weithin sich schwingen und verklingen. Friede — in diese zwei Silben legt der Deutsche sein ganzes Gemüt. Friedrich nennt er gerne seine Kriegshelden; findet er sich mit Behagen in seine Umwelt, ist er zufrieden; und auch der Ruheplatz seiner Toten ist ihm umfriedet. Friedensarbeit hat uns groß gemacht; sie war uns keine drückende Not, sondern unser Glaube. Wir arbeiteten mit jener Hingabe, die unseren Fleiß vorbildlich machte auf der Erde. Wir gewannen die Achtung und verloren die Liebe.

Was das deutsche Friedensvolk in 44 stillen Jahren geschaffen hat, ist so voll Köstlichkeit, daß dies Kapitel immer eins der wunderbarsten in der Menschheitsgeschichte bleiben wird. Sage mir doch ein Land, wo jede spröde Scholle zum goldenen Kornfelde wurde, wo über der mühevoll erschlossenen Fülle der Bodenschätze Fabrik an Fabrik und Warenspeicher an Warenspeicher sich bauten, wo in festlich heiteren und hellen Städten ein munteres Handwerk sich zu künstlerischem Schaffen steigerte, wo in reinlichen Häusern die Arbeitsamkeit zufrieden an jedem Tische saß, wo kein Bettler auf der Kirchenschwelle hockte, kein Elender auf der Straße verkümmerte — wo zwischen den Hammerschlägen und dem Sausen der Triebräder

das leise Lied des Poeten flüsterte, wo Zucht und Ordnung und frommer Sinn jede Stunde des Tages regierte, wo in Schulen und Gelehrtenstuben der Geist sich vom Buchstaben löste und Freiheit und Flügel fand, wo eine gesunde Jugend in fröhlicher Selbstbestimmung nach der Zukunft griff und wo aus emsigen Häfen Schiffe und Schiffe aufs Meer hinausglitten, um den Herzschlag des Landes in den Atem der Welt zu fügen.

Sonnentage hatte uns der Sommer beschieden wie nie zuvor; ein seliger Reigen waren sie unter der blauen Klarheit des Himmels. Wer durchs Land schritt, sog das Behagen der weiten Ruhe und der Erfüllung ein, das nie fühlbarer wird, als wenn die Rosen zur letzten Blüte sich öffnen, die Bäume ihre Fruchtzweige satt herniederneigen und rings die Kornfelder leise der Ernte entgegenreifen. Es waren die Tage, da die Arbeit sich zum Mittagsschlummer streckt und unter den Buchen am Waldesrande die Lauten der Wandervögel klingen. Und ungerufen kamen die arkadischen Verse Schillers:

„Schön ist der Friede. Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo der Berge wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröte
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach.

In Cöln wies die Kunst im Handwerk, in Darmstadt die bildende Kunst des letzten Jahrhunderts, in Leipzig das Buchgewerbe in einer reichen Schau das Wachstum deutschen Geistes und deutscher Kraft, und inzwischen trug Zug um Zug zufriedene Menschen aus

den Städten in die Berge und ans Meer, und Bergwind und Meereshauch bliesen Staub und Sorge von allen Sinnen und Seelen. Sie wußten, so sicher in Ruhe gebettet liegt das Land, daß der Kaiser selbst auf seinem Nordlandsschiffe die Wacht vergessen darf. O, es war ein Gottesfriede rings über unserm Volke, gütige Stunden, die der Mensch festhalten muß in seinem Herzen, solange er lebt.

≈

Tage der Spannung





Tage der Spannung

Da kam der Überfall. Er riß uns aus der Rast zurück in die Geschichte. Der österreichisch-serbische Streit reicht bis ins Jahr 1908. Damals fügte Österreich die Länder Bosnien und die Herzegowina, deren Besetzung und Verwaltung ihm einst auf dem Berliner Kongreß 1878 übertragen war, in den Verband seiner alten Erbländer staatsrechtlich als neue Provinz ein. Zur selben Zeit versuchte Rußland, das aus dem japanischen Kriege schwer geschlagen nach Hause gekommen war und seine Anwartschaft auf den fernen Osten verloren hatte, sich eine neue Wirksamkeit im nahen Südwesten zu bahnen, und es begann wieder, indem alte nationale Ideen wach wurden, mit der Möglichkeit eines Hauptgewinns aus der Aufteilung der Türkei zu rechnen. In dieser Spekulation war ihm die vorgeschobene Nachbarschaft Österreichs unbehaglich. Selbst noch zu kriegsinvalide, um sich mit den Waffen Platz zu schaffen, schob es Serbien in die Kampflinie vor. Und dies Volk ließ sich unbedenklich gebrauchen. Die alte Ruhmesgeschichte der Serben ist eine Chronik des Verrats und des ungesühnten Mordes, geschrieben mit jenen brutalen Instinkten, für die kein anderes Volk in Europa mehr seit den Tagen der Merovinger Empfinden hat. Meuchellust ist ihr Heldentum, seit 1389 auf dem Amselfelde Milos Obilitsch am Morgen der Schlacht zum Sultan ging, in heuchlerischer Demut vor ihm das Knie beugte und dem Verzeihenden, der ihn gütig aufhob, den Dolch ins Herz stieß. Kapitel für Kapitel geht es so bis zu jener Nacht, da König Alexander mit der Königin Draga von seinen Getreuen erschlagen wurde.

„Meineid, Meineid, auf Schritt und Tritt" — so hat der Serbe Vladan Georgewitsch die Geschichte seiner Nation bezeichnet. Die Serben ließen sich von Rußland umschmeicheln mit dem Wahn, daß ihr Staat unter den Südslawen zu derselben Führerstellung berufen sei, wie das Zarenreich unter den Nordslawen. Und diese großserbische Idee begehrte zunächst Bosnien und die Herzegowina. Jede Idee bedarf eines Widerstandes; so suchte sie gegen die Österreicher drüben an der Sawe und an der Donau anzurennen. Das erste Aufbrausen mußte sich am 31. März 1909 vor der sicheren Haltung des österreichisch-deutschen Bündnisses sänftigen, das hier seine Festigkeitsprobe vor aller Welt bestand. Um so fanatischer wühlte unter dem Boden der Haß, spreizte sich der Dünkel auf der Gasse, flackerte die Großmannssucht in jeder Zeitung, jedem Klub, jedem Justizkollegium, jeder Schule, jedem Offizierskasino. Die Leidenschaft trieb dem Verbrechen zu. Am 28. Juni 1914 wurde der österreichisch-ungarische Thronfolger, der Erzherzog Franz Ferdinand, mit seiner Gemahlin in der bosnischen Hauptstadt Serajewo erschossen. In seinem Lager war Österreich, war alles, was in der weiten Monarchie aus Zaghaftigkeit und Weichheit zum eisernen Willen drängte. Die Leidenschaft einer politisch verwahrlosten Rasse, wie es die Serben sind, denkt sich immer das Volk wie eine Herde und glaubt, mit dem Hirten zugleich das Volk zu morden. Ein unreifer Gedanke. Mit dem Schmerzensschrei um den Tod seines Führers fuhr ganz Österreich aus seinem Dämmern heraus. Solange die Nationen ihr Verhalten nach ehrenhaften Begriffen bestimmen, hat kein Staat gemeinen Mord als Forderung seiner Sittenlehre aufgestellt; und die Abwehr Österreichs war nicht nur ein Gebot seiner eigenen Würde, sondern ein Verlangen der anständigen menschlichen Gesellschaft überhaupt. Die Mordtat war in Serbien erdacht, mit Hilfe serbischer Staatsbeamten und Offiziere bis in die Einzelheiten vorbereitet. Aus serbischen Arsenalen hatten die Verschwörer ihre Waffen und Bomben entnommen, von serbischen

Soldaten waren sie in der Handhabung angeleitet, von serbischen Grenzhauptleuten waren sie nach Bosnien geführt. Die serbischen Minister und der serbische Kronprinz selbst hatten mit den gedungenen Mördern persönlich in Gemeinschaft gestanden. An Serbiens Seite war für einen Ehrenmann kein Platz mehr.

Am 23. Juli 1914, als sich die ersten Verdachtsgründe zu überzeugenden Tatsachen geklärt hatten, überreichte um sechs Uhr am Nachmittag der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad ein Ultimatum. Es erwies die serbische Schuld in Worten, die scharfkantig durch die diplomatische Sprache der Verbindlichkeiten hindurchfuhren, und verlangte unmittelbare Sühne. Es verlangte weiter eine öffentliche Erklärung der königlichen Regierung in dieser Form:

> „Die königlich serbische Regierung verurteilt die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heißt die Gesamtheit jener Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Die königlich serbische Regierung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an der vorgenannten Propaganda teilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die königliche Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die königliche Regierung, die jeden Gedanken oder Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für eines Teiles Österreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, die Offiziere und Beamten und die gesamte Bevölkerung des Königreichs ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künftighin mit äußerster Strenge gegen jene Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird ...."

Zugleich ließ Österreich den Tatbestand den Regierungen in Berlin, Paris, London, Petersburg, Rom und Konstantinopel mitteilen in der Überzeugung, daß sie bei ihrem Vorgehen gegen Serbien sich „im vollen Einklange mit den Gefühlen aller zivilisierten Nationen befinde, die es nicht zugeben könnten, daß der Königsmord zu einer Waffe würde, deren man sich unbestraft im politischen Kampfe bedienen dürfte, und daß der Friede Europas unausgesetzt durch die Umtriebe gestört werde, die von Belgrad ausgingen." Eine Sammlung von Aktenstücken, die über die serbische Propaganda und deren Zusammenhang mit dem Morde Aufklärung gaben, wurde beigefügt. Die Beweisaufnahme in dem Hochverratsprozeß gegen die Serajewoer Mörder, der später im Oktober zu Ende kam, ergab dann vollends durch das Geständnis der Angeklagten selbst die Berechtigung der österreichischen Beschwerde.

Die Bedenkfrist der Serben war auf 48 Stunden angesetzt. Eine russische Einmischung, die einen Aufschub bezweckte, wurde von Österreich höflich und bestimmt zurückgewiesen, da die Auseinandersetzung mit Serbien eine Angelegenheit sei, die nur Österreich-Ungarn und Serbien anginge. Staaten wie Serbien küssen die Hand, wenn sie den Schlag des Herrn fürchten; es ist das Rasseneigenart. Aber König Peter zitterte in jenem Augenblick mehr vor dem grausigen Gewalttode in seinem Palast als vor einem Kriege mit Österreich. Und er wußte, daß die Zarenmacht hinter ihm stand, die niemals, soweit die Geschichte ihrer Unkultur reicht, eine Abneigung gegen blutige Bruderhände gefühlt hatte. Im vollen Vertrauen auf diese Waffenkameradschaft machte Serbien mobil. Es zog den Hof und die Behörden und die Garnison aus der Grenzstadt Belgrad zurück; dann erst antwortete es auf das Ultimatum mit Halbheiten, die dem vor aller Welt beleidigten Österreich nun und nimmer genügen konnten. Auf Worte nicht, auf Bürgschaften mußte dies seine staatliche Sicher-

heit gründen. Am 28. Juli erklärte es den Krieg. Am Tage darauf sprach der alte Kaiser zu seinen Völkern:

„Es war mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, den Werken des Friedens zu widmen und meine Völker vor den schweren Opfern und Lasten eines Krieges zu bewahren. Im Rate der Vorsehung war es anders beschlossen. Die Umtriebe eines haßerfüllten Gegners zwingen mich, zur Wahrung der Monarchie, zum Schutze ihres Ansehens und ihrer Machtstellung und zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwert zu greifen. Ich vertraue auf meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes immer zu großen Opfern bereit waren. Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere, von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht. Und ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er meinen Waffen den Sieg verleihen möge."

Die Waffen zerschnitten jede Rücksicht, so daß die österreichische Regierung nun allen Ernstes laut und offen die Anklage erhob, daß der Kronprinz von Serbien zu den Anstiftern des Attentats von Serajewo gehöre, wie sein Vater, der König Peter, unzweifelhaft Mitwisser der Ermordung des letzten Obrenowitsch und der Königin Draga sei. Der Krieg trat in sein Recht, der Krieg zwischen dem Anstandsgefühl und der sittlichen Würde einer alten patrizischen Legitimität und der zuchtlosen Räuberbravour eines Emporkömmlingsvolkes, das den erzieherischen Zwang stiller Kulturpflichten nicht tragen kann.

Österreich rächt seinen Erzherzog. Nie dürfen wir den Ort und die Stunde vergessen, da diese Nachricht in unsere Sommerträume hineinfuhr. War es nicht einen Augenblick, als hörte das Herz zu klopfen auf, als höbe eine unfaßbare Kraft unser ganzes Leben aus seinen Angeln heraus. Es war ein Sonntagvormittag, und die Tele-

graphen riefen die österreichischen Reservisten aus allen Städten und Dörfern von der Adria bis an die Nordsee zu den Fahnen — und da wurden auch zum ersten Male die Mütter unsrer Söhne bleich. In Berlin rannte die Nachricht von der Zurückweisung des österreichischen Ultimatums schon am Sonnabend, dem 25. Juli, über die Straßen. Und jeder Schlag, der durch das Deutschtum an der Donau ging, zuckte auch durch uns. Die Menge wurde von der Ahnung überschauert, daß sich das Völkerschicksal von seinem Sitze hob. Tausende drängten aus den Häusern, die sie heute so dumpf empfanden, sie trieben in langen Reihen unter den Linden dahin, lösten das Herz vom Druck und atmeten Stolz und Stärke, als die alte „Wacht am Rhein" erklang, das Trutzlied, aus dessen Rhythmus wieder wie vor langen Jahren eine unbegreiflich flammende Gewalt brach.

Wer von uns hatte sich in seinem Leben bisher so recht um Österreich bekümmert? Es war ein Bruder, mit dem früher kein gutes Auskommen gewesen war. Zwei Jahrhunderte hatten uns in Zorn und Eifersucht geschieden. Das Tragische in unserer deutschen Reichsgeschichte war gerade dieser Bruderzwist gewesen immer und immerdar. Aber nun war das alles vergessen, und Metternichs Geist stieg nicht aus der Grube. Doch der Alte aus dem Sachsenwalde stand unter uns, der den Österreichern einst den Arm lähmte und ihr Herz gewann. Und er lächelte, der kluge Prophet, da die Zeit erfüllet ward und sein Wort: Deutschland und Österreich zu rechter, echter Blutsbrüderschaft Hand in Hand! Wer jetzt das Lied vom guten Kameraden anstimmte, der wußte, wenn die Trommel zum Streite rief, wer neben ihm ging in gleichem Schritt und Tritt. Nibelungentreue — in jenen Tagen haben wir mit innigem Ton das Wort gesprochen, dies schöne Wort; und da sahen wir die Helden von Hunnenhinterlist umstellt — und statt des süßen Weines müssen sie Blut trinken —

und der mit dem Schwert und der mit der Fiedel, Herz an Herz stehen sie: „Wir bleiben ungeschieden, es scheide uns denn der Tod.“

Den Österreichern war es nicht um eine Erweiterung ihrer Landesgrenze zu tun; ihre Regierung versicherte fest und klar, daß sie keine Eroberungspläne trage, keine Machtverschiebung auf dem Balkan wolle. Und da kam wieder die Hoffnung leise hervor, daß die Sturmwolken fernab donnernd am Horizonte entlang gleiten möchten. Wille und Gedanken sind so zähe in den Kreisgang des Tages und der Pflichten und Gewohnheiten verstrickt, daß wir uns bald beschwichtigten und die Sorglosigkeit der Behaglichen wiederfanden. Wir lasen mit Genugtuung, daß der Kaiser in Wien das Gottesgericht zwischen sein Volk und die Serben setzte, und wir glaubten, daß kein Staat in Europa in diesen Streit springen und sich zum Mitschuldigen des Mordes machen werde. Rußland tat es. Der Zar verkündete, daß er die Würde Serbiens schützen und seine Prestige auf dem Balkan wahren müßte. Und da fraß der Brand um sich. Nicht der österreichisch-serbische, sondern der österreichisch-russische Konflikt zerrte Europa in den Krieg.

Am 26. Juli machte der englische Minister Edward Grey den Vorschlag, die Differenzen zwischen Österreich und Serbien einer Konferenz der Botschafter Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens zu unterbreiten. Die deutsche Regierung lehnte es ab, sich zu beteiligen, da es nicht angängig sei, Österreich in seiner Auseinandersetzung mit Serbien vor einen europäischen Gerichtshof zu ziehen. Und in der Tat wies Österreich jede fremde Einmischung in seinen Streitfall zurück. Die Diplomatensprache wahrte überall eine vorsichtige Mäßigung; in allen Ländern schien der Wunsch fühlbar, daß der Krieg auf seinen Herd beschränkt bliebe. Da kamen die Meldungen von der russischen Mobilmachung in Galizien und an

der ostpreußischen Grenze. Es waren die Äußerungen des Willens zum Bösen. Noch an demselben Tage, am 26. Juli, wurden die deutschen Botschafter in London, Paris und Petersburg beauftragt, energisch auf diese Gefahr hinzuweisen. Es war ersichtlich, daß die Entscheidung über den Weltfrieden jetzt beim Zaren lag. Die deutsche Regierung erklärte am Abend in Petersburg: „Vorbereitende militärische Maßnahmen Rußlands werden uns zu Gegenmaßregeln zwingen, die in der Mobilisierung der Armee bestehen müssen. Die Mobilisierung aber bedeutet den Krieg. Da uns Frankreichs Verpflichtungen gegenüber Rußland bekannt sind, würde diese Mobilisierung gegen Rußland und Frankreich zugleich gerichtet sein. Wir können nicht annehmen, daß Rußland einen solchen europäischen Krieg entfesseln will. Da Österreich den Bestand des serbischen Königreichs nicht antasten will, sind wir der Ansicht, daß Rußland eine abwartende Stellung einnehmen kann .... Es wird leicht sein, im weiteren Verlaufe der Angelegenheit die Basis einer Verständigung zu finden." Und nun gab der russische Kriegsminister Ssuchomlinow am 27. Juli dem deutschen Militärattaché sein Ehrenwort, daß bisher noch keine russische Mobilmachungsordre erlassen sei; kein Pferd werde ausgehoben, kein Reservist eingezogen; wenn Österreich die serbische Grenze überschreite, würden die Militärbezirke Kiew, Odessa, Moskau, Kasan mobilisiert – unter keinen Umständen aber die an der deutschen Front liegenden Bezirke Petersburg, Wilna und Warschau. Trotz alledem brachte der nächste Tag unzweifelhafte Meldungen russischer Kriegsvorbereitungen an der deutschen Ostgrenze und französischer Truppenaufmärsche im Westen. Und wiederum leugnete Rußland: der russische Generalstabschef war es diesmal, der am 29. Juli dem deutschen Militärattaché im Auftrage des Kriegsministers sein Ehrenwort in feierlichster Form gab, daß nirgends bis zur Stunde, 3 Uhr nachmittags, eine Mobilmachung erfolgt sei und daß der Zar an der deutschen Front keine Mobilisierung wünsche.



TAGE DER SPANNUNG ·

Auf „Offiziersparole" erklärte er die Nachrichten von der Einziehung russischer Reservisten als falschen Alarm. Und sie waren doch Wahrheit.

Mühsam und eifrig war englische und deutsche Diplomatenweisheit am Werk, um zwischen Wien und Petersburg dünne Fäden des Einverständnisses zu spinnen; es stand ein unheimlicher Geist dahinter, der in der Nacht sie durchschnitt. Da ließ der Deutsche Kaiser sein Herz sprechen; er streckte dem Zaren die Bruderhand hin. Er dachte wohl des Augenblickes, da Nikolaus ihm ins Gesicht geschaut und gelobt hatte: „Du wirst mich nie unter deinen Feinden sehen!" Vom 28. bis zum 30. Juli gingen die Depeschen nach Petersburg, vom ehrlichsten Friedenswillen diktiert; die Antworten, die sie vom Zarenhof holten, wichen der Entscheidung aus, und hinter allen weichen Worten wankte nicht die Tatsache der russischen Kriegsvorbereitungen an der österreichischen und an der preußischen Grenze. Am 31. Juli um 2 Uhr nachmittags sprach der Kaiser sein letztes beschwörendes Wort:

> „Ich bin mit Meinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht Ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Noch in diesem Augenblicke liegt es in Deiner Hand, es abzuwenden. Niemand bedroht die Ehre und Macht Rußlands, das wohl auf den Erfolg Meiner Vermittlung in Wien hätte warten können. Die Mir von Meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist Mir immer heilig gewesen, und Ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen."

In derselben Minute kam das Telegramm des Zaren, der nochmals dem Kaiser für seine Vermittlung in Wien dankte. „Sie läßt", sprach er, „die Hoffnung aufleuchten, daß noch alles friedlich enden kann.... Solange die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden Meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir Mein feierliches Wort darauf. Ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas." Diese Wohlfahrt und diesen Frieden hätte Nikolaus retten können ohne Ängstelei und Klügelei durch den einen einzigen kurzen Befehl, die Mobilmachung einzustellen. Und den erteilte er nicht. Was nun folgte, mußte er wissen. Deutschland hatte die kostbarsten Minuten, deren jede den Gegnern einen Schritt kriegerischen Gewinnes vorgab, verloren. Die Notwehr durfte keinen Augenblick mehr warten. Noch an demselben Nachmittag — ein Freitag war's — wurde das erste Extrablatt angeschlagen: „Aus Petersburg ist die Nachricht vom deutschen Botschafter eingetroffen, daß die allgemeine Mobilmachung der russischen Armee und Flotte befohlen ist. Darauf hat Seine Majestät der Kaiser den Zustand der drohenden Kriegsgefahr befohlen." Die Worte klangen wie Sturmglocken und riefen den Bürger heraus. Draußen steht die Zeit, draußen weitet sich die Enge der Alltäglichkeit, und das Leben wird groß wie ein Ozean, schön und bange zugleich, denn die Wetterwolken kommen gefahren. Ein Gesicht schaut fragend ins andere. Fröhlich ist keins. Und keiner ist mehr dem andern fremd, denn alle sind unter das eine Schicksal gestellt, und alle bewegt dasselbe Denken. Sie spähen nach den Signalen. Sie warten vor den Geschäftsstellen der Zeitungen. Und die Augen haften an den Worten: „Zwölf Stunden sind Frist gegeben; wenn dann Rußland seine Rüstungen nicht einstellt, ist Krieg!" Niemand weiß, wann die zwölf Stunden zu Ende sind; oder verfließen sie schon in dieser Sekunde, da wir stehen und

warten? Bis in die fernste Hütte des fernsten deutschen Dorfes klopft der bebende Puls der Erwartung.

In Berlin wehte am Nachmittage die purpurne Standarte auf dem Schlosse; der Kaiser war da. Jetzt steigert sich die Geschichte zu jener Höhe, da Herrschen mehr ist als das Wonnegefühl im Glanz des Thrones; jetzt ist der König begnadet mit der Sorge seines ganzen Volkes; und er muß ringen ganz allein mit Gott und allen Zweifelsqualen. Millionen getreuer Menschen haben ihr Leben und Sterben gläubig in seine Hand gegeben Sein Gewissen ist ihr Gewissen; sie warten auf sein Wort; ohne Bitte sind sie, ohne Bedenken. Kein lauter Jubel ruft in dieser Stunde „Heil dir im Siegerkranz", aber alle Herzen beten „Vater des Vaterlands". Es gehen die Menschenwellen durch die breiten Straßen, Sommerhüte und Sonnenkleider, Wagen, Automobile, Droschken, Männer und Frauen, sonst von tausendfachen Trieben zu tausendfachen Zielen gedrängt, jetzt von einer Strömung ergriffen, die aus der Urkraft der Schöpfung kommt. Vom Dome her treibt es, Kopf an Kopf – von den Linden her naht's über die Brücke. Vor der Schloßfreiheit und im Lustgarten staut sich die Masse im großen Sammelbecken. Das Kaiserschloß liegt wie eine graue granitne Felseninsel in der Brandung. Das eiserne Tor ist geschlossen. Am linken Flügel des Baues bewegt sich der weiße Vorhang dort oben hinter dem Balkonfenster. Es tritt jemand heraus. Der Kaiser ist's. Seine Hand winkt. Durch die Körper und die Herzen der Menge zuckt eine Bewegung und ein Schrei: Der Kaiser, unser Kaiser .... hurra! Die Kaiserin steht neben ihm und noch ein paar Männer in Uniform – man kann nicht sehen, wer es ist. Er winkt. Will er zu uns sprechen? Ruhig doch! Erst muß in Jubelrufen die Leidenschaft veratmen, dann klingen klar die Worte herüber in dieser Zwiesprache des Fürsten mit seinem Volke:

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Wir sind im tiefsten Frieden in des Wortes wahrster Bedeutung überfallen durch den Neid unseres Feindes, der uns umgibt. Während Meiner ganzen Regierung habe Ich den Frieden geschirmt und gewahrt. Nun drückt man Mir das Schwert in die Hand. Aber Ich hoffe, es mit Ehren wieder einstecken zu können. Es werden uns unermeßliche Opfer an Gut und Blut auferlegt werden, aber wir werden sie tragen. Das weiß Ich. Dem Gegner werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland zu reizen. Und nun empfehle Ich euch Gott. Geht in die Kirche, betet zu Gott, daß er dem deutschen Heere und der deutschen Sache den Sieg verleihen möge."

Wer könnte an solchem Tage zur Ruhe gehen. Arm und reich, jung und alt wallen durch die Dämmerung und durch die Nacht. Die einzelnen fügen sich ineinander Arm in Arm, als gewännen die Ringe erst in der Kette ihren Halt. Der Marschschritt der Soldaten wird zum Rhythmus der Massen, und diese werden zu einer schwarzen Heerschar, und über ihren Köpfen wehen die Klänge: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt." Wer weist den Tausenden die Bahn? Ein Drang reißt sie zu dem Hause, in dem der alte Bismarck wohnte. Es ist Mitternacht. Oben am Fenster des Saales steht der Reichskanzler Bethmann-Hollweg. Er muß sprechen:

„Wir wollten in dem Reiche, das wir in vierundvierzigjähriger Friedensarbeit ausgebaut haben, auch fernerhin in Frieden leben. Das große Werk unseres Kaisers war der Erhaltung des Friedens gewidmet. Bis in die letzte Stunde hat er für den Frieden Europas gewirkt, und er wirkt noch für ihn. Sollte all sein Bemühen vergeblich sein, sollte uns das Schwert in die Hand gezwungen werden, so werden wir ins Feld ziehen mit gutem Gewissen und dem Bewußtsein, daß nicht wir den Krieg gewollt haben. Wir werden dann den Kampf um unsere Existenz und unsere nationale Ehre mit der

Einsetzung des letzten Blutstropfens führen. Im Ernst dieser Stunde erinnere ich Sie an das Wort, das einst Prinz Friedrich Karl den Brandenburgern zurief: ‚Laßt eure Herzen schlagen zu Gott und eure Fäuste auf den Feind!'"

Der nächste Tag legte sich mit seiner nüchternen Helle auf die Brust. Zweifel und bange Fragen stießen an die Oberfläche, die gestern sich unter das Jauchzen geduckt hatten. Im Lustgarten auf den Stufen des Denkmals Friedrich Wilhelms III. spielte wie sonst zur Mittagsstunde die Regimentsmusik. Mannigfaltiger und bunter war heute die Menge, die hier unter dem blaßblauen Himmel einen Augenblick schlenderte oder müßig stand auf dem strahlenden Forum, wo alles ringsum, das Schloß Schlüters und die Säulenfront des Schinkelschen Museums und die Kuppeln des Doms und die Trophäen des Kaiserdenkmals von brandenburgischer Größe sprachen. Als aber die Trompeten die Lust der Vaterlandslieder frohlocken ließen, waren es fast nur Frauenstimmen, die mit Gesang einfielen. Ungewißheit und Ungeduld machten die Sinne schlaff. Am Nachmittage kam vom Schloß her ein Automobil. Ein Herr saß darin; er rief durch seine hohlen Hände ganz laut: „Mobilmachung!" Und er rief es wieder. Und das Wort vertausendfachte sich und ward in allen Stimmen von neuem geboren und tönte wie Jubel und tönte wie Entsetzen. Die Menschen taumelten zu den Zeitungsausgaben Nun streuten schon die Geschäftsautomobile der Tagesblätter den Kriegsruf aus. Und jetzt schwangen sich die schweren Glockenklänge des Doms über die Dächer hin. Die Menschen griffen nach der Hand des Höchsten. Am Abend sprach der Kaiser zu seinem Volke: „In dem Kampfe, der uns bevorsteht, kenne Ich keine Parteien mehr; es gibt unter uns nur noch Deutsche!"

Zu der Stunde war kein Träumer im ganzen deutschen Lande. An den Rathäusern steht es geschrieben: „Der Kaiser hat die Mobil=

machung des Heeres und der Marine befohlen." In den Gassen und Straßen ruft's einer dem anderen zu. Und das Geläut der Glocken hebt an, und der Alltag wird zur Gottesfeier. In der langsamen Dunkelheit des Sommerabends leuchten die gotischen Fenster der alten Kirche auf. Über die Stufen in die helle Pforte gießt sich die Gemeinde, lautlos, schwarz, Kopf an Kopf. Eine Gewalt zieht die Seelen, die sie nicht nennen können; aber sie fühlen, daß diese Gewalt sie aus dem Erdenhaften heraus über sich selbst erhöhen will. „Sei getreu bis in den Tod!": Das ist die Weihe. Und als im Himmelsbrausen die Fülle der Orgelklänge sich auftut, schwingt sich das alte Lied von der festen Burg empor wie das Trutzlied einer Heerschar in Wehr und Waffen.

Die Feinde





Die Feinde

Ein Dichter sang vor zwei Jahren: „Als ich im Traum und Gesicht wie auf rosigem Berggipfel lag, jäh erbebte um mich das dämmrige Licht, und es brach an mein Ohr Rufen vom Tag. Aus Traum da sprang ich empor, warf von mir das schauende Dämmer. Voll schaffender Städte weit, bebend vom Rollen der Fahrten und Schlagen der Hämmer, lag vor mir die erschallende Zeit. Aber hoch über das gelle Getos, wie ein Vogelstoß mir vorbei, schrie durch die Luft hin ein Schrei, und wieder, und wieder Geschwader von Ruf und Schrei .. Und ich weiß nun: mich hat nicht das Stampfen und Brausen aufgeschreckt, Maschinen singen wie eiserne Mütter mich ein – ich hör' überm Land eine kommende Kriegszeit schrein; das hat mich geweckt." (Ernst Lissauer.)

Die Gefaßtheit in aller Unruhe und die Sachlichkeit in jedem Wendepunkt des Lebens sind Grundzüge des deutschen Wesens. Sie gaben dem Volke auch jetzt die Haltung. Aber der Zorn fuhr ins Blut, als Stunde um Stunde sich klarer entwirkte, daß diesen Krieg zu uns nicht die düstere Notwendigkeit trug, sondern daß neidische Gegnerschaft und gewissenloses Machtstrebertum ihn in unser Land warfen.

Der Rachegedanke als Treiber zum Kampfe kann ein moralischer Wert in der Seele eines Volkes werden – aber dann muß dies Volk ernsthaft die Kraft haben, sich zu rächen. Die Franzosen hatten

sie nicht. Sie erkauften sie sich von Fremden für den Preis beschämender Demütigung. Verlorene Kriege sind stets die Erzieher gesunder Völker. Kein Zuchtmittel hat dem preußischen Staate besser getan, als einst die Niederlagen von Jena und Auerstedt. Die zeigten das Morsche und Faule, das aus dem Körper zu schneiden war, und aus dem geretteten Kerne schoß die robuste Kraft in so schnellem Wachstum auf, daß sie schon nach sechs Jahren Herr über ihren Herrn wurde. Frankreich hat vierundvierzig Jahre auf den Tag der Rache gelauert, aber diese ganze Zeit bekundete nicht den Willen zur Selbsterkenntnis und zur Selbstzucht, sondern nur die Selbsttäuschung, nur eine Wiedergeburt in Pose und Phrase. Das Frankreich Ludwigs XIV. und das Frankreich Napoleons I. hatten für sich das Recht und den Ruhm der Stärke; und darin liegt der weltgeschichtliche Ruhm einer Nation. Die Franzosen von heute aber sind nicht, was sie sein wollen. Sie sind das Volk, das mit Halbheiten blendet, das Land der Bonmots, der Essays, der Fragmente, der Aphorismen und der Kauserien. Großtuer schreiben die Geschichte der Grande Nation. In Jules Michelets Darstellung der Schlacht von Crecy, wo 1346 der französische König Philipp VI. dem englischen Eduard III. erlag, stehen die Worte: „Bei Crecy erscheinen die Franzosen schöner durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg." Und mit derselben gallischen Gaukelei riefen 1870 die Zeitungen: „Die Schlacht bei Wörth ist ein siegreicher Unglücksfall", und Victor Hugo schrieb: „Preußen hat den Sieg, Frankreich den Ruhm." „Diese Gecken", sagte damals ein Deutscher, Ferdinand Kürnberger, „müssen immer den Ruhm haben; ohne die Luft in der Schweinsblase fällt diese Schweinsblase zusammen." Und selbst ein Franzose, der seine Landsleute kannte, Flaubert, seufzte: „Nun erst durchschaue ich diese Pariser von Grund auf. Welche Dummheit! Welche Unwissenheit! Welche Anmaßung! Mir wird übel bei dem Anblick meiner Landsleute. Dies Volk verdient es, gezüchtigt zu werden." An das Evangelium der

französischen Kulturmission, ohne das die Welt nicht leben könne, glaubt heute noch in Frankreich jeder Mensch, und doch bedarf die ganze Welt dieser Kultur nicht mehr. Die Rasse bringt den Hochmut seiner Illusionen und Traditionen auf den Markt des Lebens und sieht es nicht, daß inmitten der Rührigkeit junger Völker ihr Gesicht welk, ihr Schoß unfruchtbar geworden ist. Paris, „die Stadt der Eleganz und des Geschmacks", wurde die Stadt der Rückständigkeit, des Tapezierprunks, des Epigonenkrams, der formlosen Ornamentik, des bronzierten Stucks. Inmitten der Weltausstellung des Buchgewerbes in Leipzig, da alle anderen Nationen von ehrlichem Vorwärtswollen Zeugnis boten, saß Frankreich in seinem Louis-Seize-Palast und hatte nichts als Imitationen und Koketterien. Balzac und Flaubert und Maupassant, Manet und Millet und Cézanne und Rodin – das ist die letzte Garde seiner künstlerischen Kultur. Die Franzosen beschwören es, daß ihre literarische Erzeugung die größte auf der Erde sei, und wissen nicht, daß den 8000 Büchern, die sie jährlich hervorbringen, in Deutschland 36000 gegenüberstehen. Nur eine einzelne Stimme gestand: „Was wir in Frankreich jetzt produzieren, ist nur Kitsch; wir vertrödeln unsere Zeit und züchten großsprecherische Bummler."

Seit Napoleons I. fressende Kriege die Volkskraft bis auf den Grund verwüstet hatten, ist den Franzosen die physische Möglichkeit zur Erhaltung ihrer Rasse langsam versiegt und damit zugleich der Anspruch auf Macht. „Nur Individuen sind übriggelassen, denen an der Erhaltung ihrer Art nichts gelegen ist; es sind Ästheten und Elegants, Geldsäcke und Bohémiens." Die Wahrheit spricht bitter und unerbittlich. Der Rachegedanke ist in Frankreich seit dem Jahre 1870 niemals ganz verklungen, aber er tönte doch leise auf dünnen Saiten, ein sentimentales Lied aus der Väterzeit. Und wie Waterloo vergessen war, so wurde auch Sedan zum schattenhaften Umriß.

Den Déroulèdeschen Gedanken der guerre triomphante verdrängte das behaglichere Phantom der Gambettaschen justice immanente. Eine erfolgreiche Kolonialpolitik vermochte allmählich über die Verluste am Rhein zu trösten. Da zerrten ehrgeizige Politiker, die sich von der nationalen Eitelkeit tragen lassen wollten, den Revanchegedanken hervor. Schon Flaubert hatte es nach dem Frankfurter Frieden geahnt: „Jede Regierung in Frankreich, welcher Partei sie auch angehöre, wird sich nur am Leben erhalten können, wenn sie auf die Leidenschaft der Rache spekuliert." Der Starke ist am stärksten allein; der Schwächling sucht Bundesgenossen. Die französische Diplomatie warb um Rußlands Waffenbrüderschaft und kaufte sie für einen hohen Preis. Das Volk gab seine Milliarden hin, um russische Armeekorps zu rüsten und russische Eisenbahnen zu bauen. Kindlich staunte es den unermeßlichen europäisch-asiatischen Riesen an, den Menschenfresser des kleinen Deutschlands. Er wurde Frankreichs Schicksal. Ein würdeloses Sichvergessen französischen Stolzes barg sich unter dem theatralischen Pathos der Zusammenkünfte in Kronstadt, Toulon, Paris, Cherbourg, Petersburg, hinter allen jenen republikanisch-despotischen Verbrüderungen und gesalbten Tischreden. Und in verlegenem Lächeln stand der Präsident und wartete mit angehaltenem Atem, bis der Zar das huldreiche Wort Allianz aussprach.

Indessen das zarische Schicksal, in der Ferne so olympisch, heischte Molochsopfer in der Nähe. Und Frankreich warf ihm den letzten Rest seiner Kraft hin. Es nahm die Last der dreijährigen militärischen Dienstzeit auf sich, und die kann nur eine physisch unverdorbene Rasse tragen. Die Rentner und Kleinbürger gaben ihr Vermögen und nahmen die Papiere der russischen Staatsanleihen dafür. Und das letzte Opfer wurde die Freiheit. Vor langen Jahren einmal hatten begeisterte Apostel dies schöne Wort von Paris aus über die ganze

Welt gerufen; nun wurde es in Frankreich selbst zur Unwahrheit und Phrase gemacht. Delcassé und Poincaré bückten sich in den politischen Lakaiendienst Rußlands. „Der Zar und ich" – wenn der Präsident des Freiheitsstaates so in der Kammer sprach, und wenn er sich dann zeigte in seiner behäbigen Bourgeoisiefigur mit selbstgefälliger Süße, so war es eine klägliche Verzerrung des Bürgerstolzes vor Königsthronen. Oder könnt ihr euch George Washington denken und Mirabeau, die die Menschenrechte verkündeten, Hand in Hand mit einem halbasiatischen Herrscher, der die Freiheit nur als vorsichtiges Gnadengeschenk der Krone achtet? Und dahin lief nun das tragische Geschick des Staates, daß der russische Koloß nicht den Willen der Franzosen tat, sondern daß er befahl und die Franzosen gehorchten. Die Reiter zu sein vermeinten, wurden Pferd. Rußland spornte und peitschte sie in die blutige Verwicklung hinein, von der sie gerne geträumt hatten, die sie aber jetzt, gerade jetzt nicht ersehnten.

Die kaltblütige Vernunft lehnte sich in dem Sozialistenführer Jaurès auf. „Wir wollen Frieden", mahnte er, „wir wollen nicht den Krieg, den die Russen wollen; sagt ihnen das fest und energisch; sie sollen erfahren, wie wir über die Angelegenheit denken. Wir müssen ihnen klarmachen, daß in dem Kriege, den Rußland heraufbeschwören will, Rußland viel weniger aufs Spiel setzt als wir. Wir haben das Recht, zu verlangen, daß es dem deutschen Standpunkt in der österreichisch-serbischen Frage soweit als möglich entgegenkommt. Sonst folgen wir nicht!" Es war die Stimme des Predigers in der Wüste, und er mußte sterben wie dieser. Die Taumelnden aber schrien mit ihrem Dichter Hanotaux: „Auf nach Deutschland! Den Kölner Dom wollen wir schonen; aber die deutschen Fabriken, Warenhäuser, Maschinen, Banken, Bahnhöfe – die müssen alle zerstört werden!" Am 1. August rief der Präsident seine Nation auf: „Frankreich, das immer den Friedenswillen betätigt

hat, das in tragischen Tagen Europa Ratschläge der Mäßigung und ein lebendiges Exempel der Weisheit gab, das seine Anstrengungen zur Erhaltung des Weltfriedens vermehrte, hat sich selbst für alle Eventualitäten vorbereitet und nunmehr die ersten notwendigen Maßnahmen getroffen zum Schutze seines Gebietes .... Die Mobilisierung ist nicht der Krieg .... Die Regierung zählt darauf, daß die Kaltblütigkeit unserer edelen Nation sie keiner ungerechtfertigten Aufregung unterliegen lasse. Sie zählt auf den Patriotismus aller Franzosen und weiß, daß nicht einer seine Pflicht nicht erfüllen wird. Zu dieser Stunde gibt es keine Parteien mehr. Es gibt nur noch das einige Frankreich, das friedliche und entschlossene Frankreich; es gibt das Vaterland des Rechts und der Gerechtigkeit, ganz einig in der Ruhe, Wachsamkeit und Würde." Als 1813 der König Friedrich Wilhelm sein Volk rief, war jedes Wort in der klaren Sprache der Rache geschrieben. Poincaré hatte nicht den Mut, zu sprechen, was er in der großen Minute dachte und was jeder Franzose hören wollte: „Parole des Krieges sei die Revanche!" Sehr kleinmütig guckte sein Heroismus hinter eitlen Phrasen und falschen Friedensbeteuerungen hervor. Es klang wie die Entschuldigung eines, der gegen sein Volk ein schlechtes Gewissen hat.

Wir kennen die Russen vielleicht nur aus den Erzählungen Turgenjeffs und Dostojewskis und Tolstois und Gorkis. Sie tragen friedfertig an der Last eines mühsamen Lebens, die ihnen der göttliche Wille auferlegte, und fühlen kaum eine kriegerische Lust als Beimischung des Blutes. In den revolutionären, nihilistischen Sphären leben nur die Köpfe, die sich über den Fatalismus aufrecken. Aber auch sie sind stiller geworden, diese einst so feurige „junge Generation", die eine Erneuerung des russischen Volkslebens verkündete und doch nicht schuf. Alles Debattieren und Politisieren um Rußlands Zukunft ist im Grunde fruchtlos geblieben wie damals, als der Dichter in

seinem „Dunst" schrieb: „In London, im Kristallpalast, der eine Enzyklopädie des menschlichen Erfindungsgeistes ist, sah ich nichts Russisches unter all den Werkzeugen und Maschinen und Produkten. Unser gutes Mütterchen, das heilige Rußland, könnte in den Tartarus versinken, ohne daß sich ein einziger Nagel, eine einzige Stecknadel im Kristallpalast zu rühren brauchte." Derselbe Gedanke klingt in dem Liede Michael Lermontoffs:

So leben, sterben wir geräuschlos, unbewundert,
Und spurlos durch die Welt geht unser Fuß,
Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert,
Kein Merkmal eines Genius.

Fürst Peter Krapotkin schreibt in seinen Memoiren: „Alexander II. hat in ganz Rußland Männer veranlaßt, praktisch alle möglichen sozialen und politischen Reformen auszuarbeiten; man konnte erkennen, daß die Ausführung nicht allzuschwer war. Als aber nun die Ideen in Formen gebracht und zu Gesetzesentwürfen verdichtet waren, weigerte er seine Unterschrift. Jahrzehntelang wurden alle die, die auf die Notwendigkeit einer Reform hinwiesen, als Verdächtige behandelt."

Es hat in den letzten zehn Jahren ein neuer Geist aufkommen wollen, abstrakt zuerst und unmeßbar, ein nationales Bewußtsein. In der ersten Vertretung des Volkes war er zu spüren. Dann griff er praktisch um sich, tastete nach ökonomischen, sozialen, politischen Zielen. Noch aber blieben es erste Ansätze, mehr Hoffnung als Erfüllung, mehr Illusion als Wahrheit. Die Kraft schläft im Schoße, bis dem Volke jene Umwandlung beschieden ist, die weder Haupt noch Glieder schont, die den Herrscher herausholt aus seiner gedankenlosen Vergottung und die Bürger aus ihrer stumpfen Verrottung.

Nach den Angaben des Duma-Abgeordneten Tschelitscheff gingen in einem einzigen Jahre 35685 Russen in sozialer Not zugrunde. Eine Aufgabe von wundervoller Menschlichkeit wartet auf einen neuen Peter den Großen. Die aber jetzt regieren, fürchten die Revolution und scheuen die Reformation und wollen die gärenden Säfte und drohenden Kräfte durch das Radikalmittel eines fanatischen Krieges niederschlagen. Der erste Versuch, der Krieg gegen Japan, versagte. Es war nicht die militärische Unzulänglichkeit, die überraschte – hier konnte wenigstens die unbestreitbare Bravour der Truppen trösten –, sondern das Jämmerliche war, daß der Krieg eine grausige Fülle von Verwilderung, Zuchtlosigkeit, Spitzbüberei und Scheinheiligkeit in der vornehmen russischen Gesellschaft aufwirbelte und daß doch kein eiserner Besen kam, sie auszukehren. Und wie den Franzosen, so ist auch den Russen keine Niederlage zum Zuchtmeister geworden, von Sewastopol bis Tsuschima. Nichts als der Hochmut schoß dem gedemütigten Staate ins Kraut. Er blühte zum Panslawismus. Und der stolziert in dem Größenwahne, als sei das Zarenreich berufen, alle Slawenvölker, groß und klein, von der Newa bis zum Goldenen Horn um seinen Thron zu sammeln. Rußland will die Grande Nation des Ostens sein, und die panslawistische Propaganda ist die politische Phrase der Russen, wie die Revanche die der Franzosen ist. Auch in Petersburg wie in Paris ist es nicht der tiers état, sondern eine Klique, die mit dem Frieden des Landes spielt: die Privilegierten, die Offiziere, die hohen Beamten, die orthodoxe Geistlichkeit und über allen die Brüderschaft der Großfürsten. Zar Nikolaus aber lebt hinter Mauern; seine Tage sind tatenlos. Die Geschichte weiß nichts von ihm. Aber das weiß sie, daß die Schwäche der Könige allemal ihre Sünde ist. Der Friedenszar – wer ihn so nannte, kannte ihn nicht. Als die Staaten im Haag zusammentraten, stellte sich schnell heraus, daß seine Ideen völlig planlose Theorien ohne irgendeinen ernsten Wert waren; und nie hat er dann selbst den ge-

ringsten geistigen Aufwand gemacht, um zu zeigen, daß seine Worte ihm Wahrheit bedeuteten. Der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Andrew D. White, hat einmal versucht, die Persönlichkeit Nikolaus' II. zu erschließen.

„Er kennt weder sein Land noch sein Volk, und wenn es nicht unumgänglich nötig ist, geht er gar nicht aus dem Hause. Er lächelt, wenn man ihm sagt, daß seine Bauern den Hungerstod sterben; er glaubt es nicht, denn er weiß es nicht, der Fremdling in seinem eigenen Staate. Der Hauptzug seines Charakters ist völlige Gleichgültigkeit gegen seine Umgebung, ob es Menschen oder Dinge sind. Noch nie hat er in seinem Leben irgendeine tiefe Gemütsbewegung verraten. Teilnahmslos geht er inmitten der Hofgesellschaft bald hier bald dort umher, wobei er in freundlicher Weise bald mit dem einen bald mit dem andern spricht, wenn ihm Reden gerade bequemer als Schweigen erscheint. Weil er ein Schwächling auf dem Throne ist, weil er indifferent, sorglos und absolut unfähig ist, die Zügel der Regierung in feste Hand zu nehmen, läßt er die reaktionäre Partei seiner Umgebung willkürlich schalten und walten. Er sah zu, wie seine Regierung die Verfassung Finnlands, die sein Vater heilig beschworen hatte, ohne Bedenken brach. Er ähnelt jenem Karl IX. von Frankreich, der sich unter dem Einfluß seiner Familie, männlicher und weiblicher Verwandten, und unter dem Einfluß von Höflingen und Priestern dazu hergab, das Blutbad der Bartholomäusnacht gutzuheißen ...“

Auch in der großen Schicksalsstunde seines Lebens war Nicolaus ohne den sicheren Freimut des Herrschers. Er ängstigte sich vor dem Kriege und ängstigste sich noch mehr vor den Palastintrigen des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Und der wollte den Krieg im Bunde mit dem Kriegsminister Ssuchomlinow und dem Minister des Äußeren Sasonow. Der Zar stellte dreimal die Mobilmachungsordre aus, nahm sie dreimal zurück und stellte sie am 25. Juli, ein-

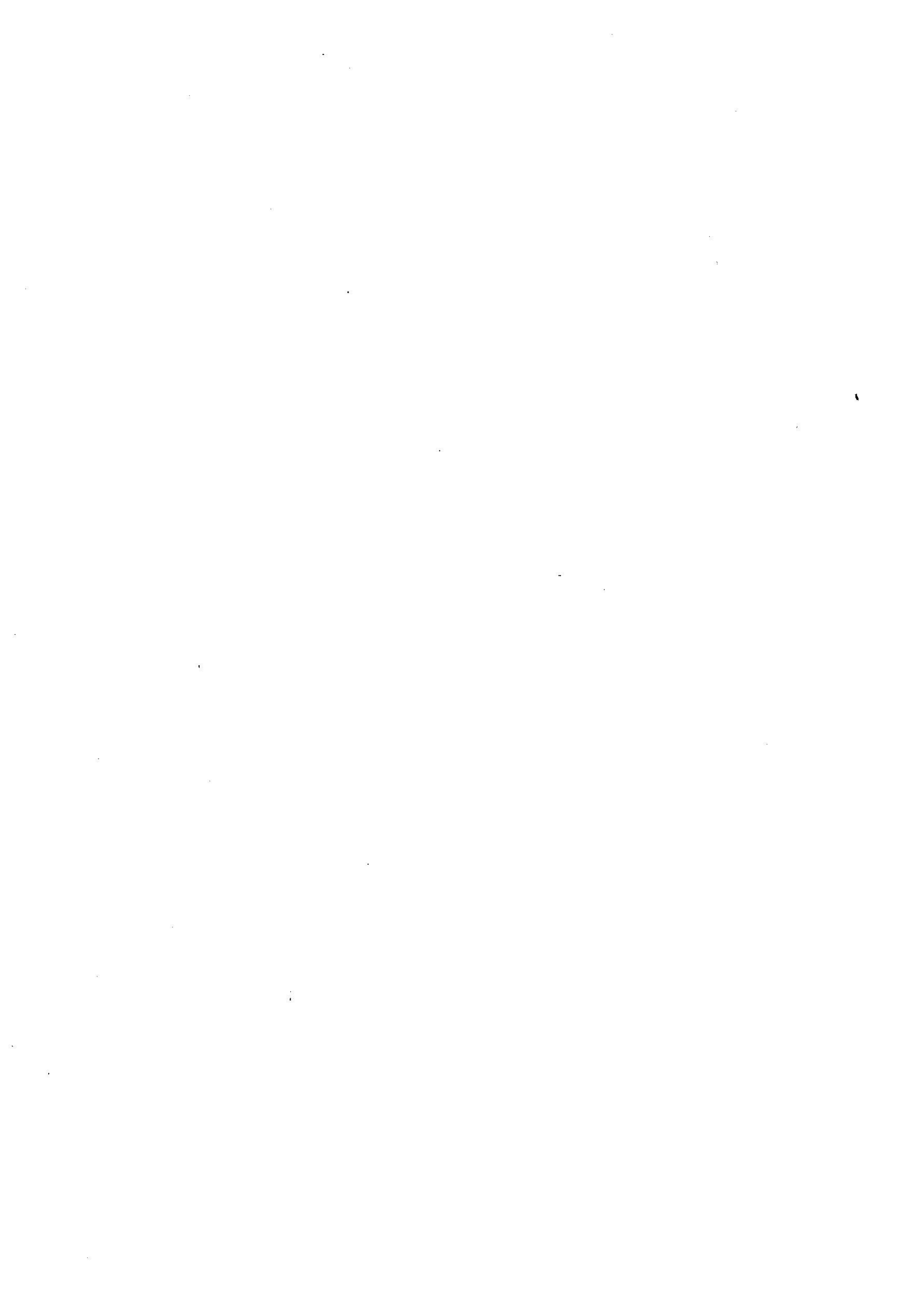
geschüchtert vom Großfürsten, zum vierten Male aus. Dann riegelte er sich in seinem Zimmer gegen alle seine Minister ab. Er wollte nichts hören und sehen, indessen der Generalissimus Nikolai die Ordre weitergab und Regiment an Regiment zum Kriege aufbaute. Dieser Mann, in Rußland von allen gehaßt und gefürchtet und von niemand geachtet und geliebt, ist derselbe, der einst dem Admiral Dubassow zurief: „Kartätsche mir das ganze russische Freiheitsgesindel nieder und lasse höchstens nur die ganz hübschen Weibchen übrig!" Pobjedonoszew sagte von ihm, er würde, wenn es in seinen Kram paßte, den lieben Herrgott arretieren und die Gerechtigkeit meistbietend verkaufen.

Die großfürstliche Hofpartei hat das Germanentum der russischen Ostseeprovinzen getötet mit der unwillkürlichen Eifersucht der Minderwertigen; sie hat Finnlands Selbständigkeit eidbrüchig erstickt; sie ist der Todfeind Österreichs, in dessen Hut die kulturell wertvollsten slawischen Völker stehen, die Tschechen, Polen, Ruthenen, Kroaten und Slowenen. Einen österreichischen Krieg hat die russische Regierung von langer Hand vorbereitet. Er sollte kommen, und er wäre gekommen auch ohne den serbisch-österreichischen Streitfall. Aber als Vorwand nußte dieser willkommen sein. Die russische Kriegspartei griff danach mit gierigen Fingern, gerade wie einst sich die Kriegstollheit Frankreichs an die harmlose Frage der hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien klammerte.

Zwischen dem Deutschen Reiche und dem russischen ist der Krieg keine Notwendigkeit. Viel deutsches Blut geht durch Rußlands große Geister, durch seine Gelehrten, seine Diplomaten und Generale. Tausende junger Russen haben auf unseren Universitäten von den Ergebnissen unseres Wissens heimgeholt. Der überlegene Fleiß, die technische und industrielle Geschicklichkeit deutscher Firmen hat das



ENGLAND'S WERK



Riesenreich innerlich erobert und seine Märkte gewonnen. Das Bismarckwort: „Unsere Freundschaft mit Rußland muß turmhoch stehen" war durch keinerlei politische Gegnerschaften erschüttert. Nur das Unbehagen rührte sich, das sich in der Seele einer Nation sammelt, wenn sie sich ein Jahrhundert lang von fremden Lehrern überwacht und von fremdem Geschäftssinn bevormundet fühlt. Auch der instinktive Haß wühlte auf dem Grunde, der Haß einer Nation, die ihr beschauliches Dämmern durch die unbequeme laute Beweglichkeit der Eindringlinge aufgestört sieht; und der Neid der Trägen gegen alle Güter, die sich der rührige Nachbar schuf, gegen die reiche Frucht seiner Ackerfluren, gegen seine betriebsamen Fabriken, seine wohlgebauten, reinlichen Städte; und der böse Wille der Gewissenlosen gegen das ganze System der Ehrlichkeit, Ordnung, Pflichterfüllung.

Als der Krieg losbrach, rief die Zarin-Witwe Dagmar: „Fünfundvierzig Jahre habe ich die Deutschen im Innern meines Herzens verabscheut; aber ich mußte meine Gefühle verbergen; jetzt kann ich sie aller Welt laut verkünden."

Deutschland war Österreichs Waffenkamerad; der Kampf mit dem einen war auch ein Kampf mit dem andern. Und an diesem Punkte wuchsen Rußlands und Frankreichs Interessen zusammen. Iswolski war der Agent der Kriegspartei, der betriebsame Wühler und Schürer. Er spannte die Franzosen an; er bestach ihre Journalisten; er bewies, daß sie nicht lange mehr die Schwere der dreijährigen Dienstzeit zu tragen vermöchten und daß die Radikalen im Lande die Rückkehr zur zweijährigen Dienstzeit erzwingen würden; er stellte ihnen vor, daß dies eine Entwaffnung Frankreichs wäre, daß die Revanche also keinen Aufschub mehr duldete.

Und Poincaré überantwortete sein Volk den Russen.

Halt, da war noch einer da; man sah ihn nicht. Aber während Frankreich nach der Weise tanzte, die Rußland pfiff, stand er im Dunkeln und hielt alle beide wie Puppen mit den Fäden in seiner Hand. Er hieß England.

Es ist ein erprobtes System der englischen Politik, sich der Rivalen zu entledigen, wie es die unbedenklichen Herrenmenschen der Renaissance taten – mit bezahlten Dolchen. Wir waren die Nebenbuhler. In einer deutschen Dichtung klingt dies Lied:

„Herrlich, in fremder Sprache fern von der Heimat das Lob des Vaterlandes zu lesen,
Von Fremden den Ihrigen verkündet mit Bewunderung, mit Hohn oder mit Besorgnis!
Von der Zukunft der Deutschen zu lesen, wie sie nur die Kühnen und die Seher verheißen:
Die starke Einheit der Wirtschaft und des Volkswillens, das heimische weitumgrenzte Land,
Dessen Geist die Welt bewegt....
Das derbe Reich mit nordischem Herzen,
Das erste im Rat der Volkschaften Europas,
Das Vorbild vollendeter Mannheit,
Von Gewicht wie Amerika jenseits des Meeres, schwer und unerschütterlich!
Der neue Mensch, hellgestirnt und wohlgestaltet, wach und tapfer,
Großmütig, ohne Falsch, ledig von allem Neide!"

(Alfons Paquet.)

Lob des Vaterlandes, von Fremden verkündet – unter hundert Fremden sind zehn Bewunderer und neunzig Neider. „Neid ist die

Wurzel alles Übels", uralte Bibelwahrheit aus der Tiefe ewiger Menschen- und Völkererkenntnis. Aus einem Dörferstaate wurden wir in einem halben Jahrhundert zu einem Städtestaat. Diese Entwicklung ging seit den Tagen des preußisch-deutschen Zollvereins und seit dem staatlichen Reichszusammenschluß im Jahre 1870 mit Siebenmeilenstiefeln. Der Kohlenbergbau und die Dampfkraft gaben ganz neue wirtschaftliche Grundlagen, Eisen- und Stahlschmiedewerke hämmerten in den Tälern, der Maschinenbau erzeugte jede Stärke und jede Feinheit, die Webstühle surrten im ganzen Lande, die chemische und die Elektrizitätsindustrie gewannen wundergleiche Siege. Die Inlandsmärkte boten deutsche Waren, die Auslandsmärkte wurden von unserer Tüchtigkeit gewonnen. Der englische Kaufmann mußte den deutschen neben sich dulden, selbst in England und in Englands Kolonien. Der Ausfuhr- und Einfuhrhandel rechneten mit Zahlen, die immer größer wurden und rasch neben den britischen emporkletterten. Der Reichtum rückte auf allen Straßen ins Land. Die Städte dehnten sich weit über den alten Mauerring hinaus, griffen nach Freiheit und Licht; die Volkskraft gedieh in Schaffen und Gesundheit. Der Arbeiter errang sich eine wirtschaftliche Behaglichkeit wie sonst nirgends auf der Erde. Das Kredit- und Bankwesen stand fest in Solidität gefügt. Es gab deutsche Kolonien in Afrika, in Asien, in Australien. Auf den Ozeanen lief die deutsche Flagge, ein Eindringling in die britische Domäne. An den Quais der Hansastädte lagen die größten und schnellsten Schiffe, auf deutscher Werft erbaut. Den Verkehr aus allen Erdteilen zogen sie heran. Und in den Kriegshäfen wartete eine Flotte, vor kurzem fast ein Spielzeug, nun aber eine ernste Waffe zu Schutz und Trutz. Wo waren die Tage, da der in der deutschen Geschichte allerdings recht wenig bewanderte Lord Palmerston gesagt hatte: „Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen, aber nie seit dem Anfang der Zeiten hatten sie den

Genius, das Weltmeer zu durchmessen oder die hohe See oder auch nur die schmalen Gewässer zu befahren!"

Zahlen regieren die Welt; wenigstens zeigen sie, wie regiert wird

Wir waren vor vierzig Jahren ein Reich von 46 Millionen Einwohnern, und wir zählen jetzt 70 Millionen. Die Landwirtschaftsbevölkerung sank in den Jahren von 1882 bis 1907 von 19200000 auf 17700000; die Handels- und Industriebevölkerung stieg in derselben Zeit von 20500000 auf 34700000. Im Jahre 1882 gingen dem Reiche 230000 Auswanderer verloren, heute ist die Einwanderung bei weitem stärker als der Verlust. Unser Lebensspielraum im Lande dehnte sich weit. Das Einkommen und besonders die Löhne verdoppelten sich in den letzten dreißig Jahren, die Sparkasseneinlagen versechsfachten sich. Trotz der Abnahme der ländlichen Familien steigerte sich die ländliche Leistung fast aufs Doppelte des Gewinnes durch die Urbarmachung einer vergrößerten Anbaufläche und die bessere Bearbeitung des Bodens. Wir blieben der drittgrößte Agrarstaat der Welt. Unsere Kohlengewinnung mehrte sich auf das Zweieinhalbfache, die Roheisenproduktion auf das Vierfache. Wir stehen heute in der Kohlen- und Eisenindustrie nur hinter den Vereinigten Staaten von Amerika zurück. Das Gesamtkapital der Banken stieg zum Vierfachen, ihre Reserve zum Achtfachen. Unsere technischen und kommerziellen Fortschritte wurden der ganzen Erde zum Segen, in allen Ländern halfen wir die wirtschaftlichen Kräfte wecken; und zu derselben Zeit machten großzügig gedachte Sozialreformen unsere Arbeiterschaft daheim zum Teilhaber an jedem Segen der Kultur. Der Außenhandel, der in dem ersten Jahrzehnt des neuen Deutschen Reiches eine Summe von fünf Milliarden darstellte, erreichte 22½ Milliarden. Und unser Innenmarkt wurde der beste Käufer für die Vereinigten Staaten, für alle Festlandsländer Europas, für England Unsere Staatsschulden blieben viel geringer als die englischen

— auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet — und nur halb so hoch wie die Frankreichs.

Dem Siegeslauf der deutschen Weltwirtschaft sahen die anderen Völker Europas mit jener Fassung zu, die sich dem wahrhaft Stärkeren gegenüber gebührt; Großbritannien allein mußte aus der Ruhe herausfahren. Hier handelte es sich um den Platz ganz vorn; zwei Jahrhunderte lang hatte es da lächelnd gesessen, hoch über allen Völkern. Es kam nun ein anderer, vor dem sollte es zur Seite treten. Die Engländer fürchteten nichts auf der Welt — nur Deutschland.

Hinter der nationalen Eifersucht und dem Neid stand breitbeinig der nationale Wahn. Er liegt in dem Glaubensbekenntnis, daß das britische Volk ausersehen sei zur Herrschaft über die Meere, daß ihm allein von Gott die Gnade gegeben sei, die Gaben der Kultur an alle die Länder zu spenden, die noch in der Dämmerung harren.

In seinem Reiche wohnt ein Viertel der ganzen Menschheit. Es wußte, daß es niemals von Deutschland einen gewaltsamen Überfall zu befürchten hätte; aber es wollte auch den friedlichen Nachbar nicht dulden. Es hat sich immer seiner unbequemen Mitbewerber ohne Bedenken zur rechten Zeit entledigt. Diese Konkurrenzkriege sind im Grunde der Inhalt der englischen Geschichte. Im sechzehnten Jahrhundert gebot Spanien über die beiden Indien, über die Niederlande, über Amerika, über die Welt — und England trieb die nationale Leidenschaft der Holländer, Franzosen, Türken ins Feuer, daß sie die spanische Herrschaft zerschlugen. Dann wurde Holland Herrin des Seehandels — und England schickte Frankreich gegen die Generalstaaten vor, sie zu erwürgen. Dann aber erstand in Frankreich selbst der Gegner; die Kriegs- und Handelsflotten Ludwigs XIV. drückten England aus den Meeren ans Ufer, französische Kaufleute griffen

nach Indien, nach Kanada. Und dann kam Napoleon, dessen Kriege alle doch nur ein einziger Krieg gegen Britannien waren — und London bezahlte ganz Europa gegen diesen Todfeind — und wirklich ganz Europa opferte sein Leben, um England von der Angst zu befreien. Nun sind die Deutschen die Erben der napoleonischen Weltstellung geworden — und wieder schien es an der Zeit, daß sich fremde Völker für englische Börseninteressen verbluteten.

Eduard VII., der Sohn eines deutschen Vaters, brachte den Haß gegen die Deutschen von der City hinauf auf den Thron. Mit energischem Zielbewußtsein stellte er die Politik auf die neue Todfeindschaft ein, mit verbindlichen Manieren und zäher Schlauheit nahm er die anderen Staaten in seinen Sold, flocht einen Stacheldrahtzaun um das Deutsche Reich. Die Einkreisung war das Schlagwort der Zeit. Die Entente cordiale zwischen London und Paris im Jahre 1904, der Hinzutritt Rußlands im Jahre 1907, also die Bildung der Tripelallianz — das waren seine großen Gewinntage. Er setzte freigebig dafür Marokko und Persien ins Spiel ein.

Von seinem Sohne, dem König Georg V., weiß man nicht viel mehr als von Nikolaus II. Sie ähneln sich äußerlich wie Brüder, und sie haben auch das gemein, daß sie gegen die stärkeren Geister ihrer diplomatischen Umwelt ohne eigenen Willen und in der weiteren Welt draußen ohne eigenes Wissen sind. Es sieht wie eine Karikatur aus, wenn einer, der selbst ein Engländer ist, Houston Stewart Chamberlain, den König mit diesem Strich skizziert: „Seine Ignoranz ist so haarsträubend, daß er — um nur ein Beispiel zu nennen — vor drei Jahren den Namen Goethe, den er Gô-it-ti ausspricht, noch niemals gehört hatte." Und wir schließen, daß er dann auch nicht viel in den Wahrheiten seines eigenen Landsmanns Carlyle geblättert haben kann.

Der Testamentsvollstrecker Eduards VII. wurde der Minister Grey. Am 30. Juli schrieb Prinz Heinrich von Preußen dem König von England, seinem Vetter:

„Rußland und Frankreich machen mobil; Deutschland hat es noch nicht getan, aber jeder Augenblick kann uns nun dazu zwingen ... das würde einen europäischen Krieg bedeuten. Wenn Du wirklich und aufrichtig wünschest, dieses furchtbare Unglück zu verhindern, bitte ich Dich, Deinen Einfluß auf Frankreich und auch auf Rußland dahin auszuüben, daß sie neutral bleiben. Das würde meiner Ansicht nach von größtem Nutzen sein. Ich halte dies für eine sichere und vielleicht die einzige Möglichkeit, den Frieden Europas zu wahren. Ich möchte hinzufügen, daß jetzt mehr denn je Deutschland und England sich gegenseitig unterstützen sollten, um ein furchtbares Unheil zu verhindern, das sonst unabwendbar erscheint.

Glaube mir, daß Wilhelm in seinen Bestrebungen um die Aufrechterhaltung des Friedens von der größten Aufrichtigkeit ist. Aber die militärischen Vorbereitungen seiner beiden Nachbarn können ihn schließlich zwingen, für die Sicherheit seines eigenen Landes, das sonst wehrlos bleiben würde, ihrem Beispiel zu folgen. Ich habe Wilhelm von meinem Telegramm an Dich unterrichtet und hoffe, Du wirst meine Mitteilungen in demselben freundschaftlichen Geiste entgegennehmen, der sie veranlaßt hat."

Ein Telegrammdialog zwischen dem König und dem Kaiser, zwischen Minister und Botschafter und Botschafter und Kanzler folgte. Wer ihn liest, empfindet es, daß Krieg und Frieden im Schoße Englands lagen; daß aber alle englische Höflichkeit nur Manöver war, Deutschland in Arglosigkeit zu schläfern und so ein paar Tage Frist für die Kriegsvorbereitungen Rußlands und Frankreichs zu gewinnen. Grey hatte sich längst für den Krieg entschieden.

Es ist der geheime amtliche Bericht, den der belgische Geschäftsträger in Petersburg, de l'Escaille, an den belgischen Minister des Auswärtigen gerichtet hat, auf seinem Postwege in Berlin hängengeblieben. Ein Zufall hat so offenbart, was Geheimnis bleiben sollte. Der Brief ist datiert vom 30. Juli. Er enthält diese Stellen:

„Unbestreitbar bleibt nur, daß Deutschland sich hier ebenso wie in Wien bemüht hat, irgendein Mittel zu finden, um einen allgemeinen Konflikt zu vermeiden ... England gab anfänglich zu verstehen, daß es sich nicht in einen Konflikt hineinziehen lassen wolle. Sir George Buchanan sprach das offen aus. Heute aber ist man in Petersburg fest davon überzeugt, ja man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazubeigetragen, daß die Kriegspartei Oberwasser bekam. Die russische Regierung hat in den letzten Tagen allen serbenfreundlichen und österreichfeindlichen Kundgebungen freien Lauf gelassen und hat in keiner Weise versucht, sie zu ersticken."

Das Dokument wiegt schwer; es stempelt die Behauptung der Tripelallianz, daß sie den Frieden hätte retten wollen, zur Lüge; es bestätigt die Aufrichtigkeit der deutschen Friedensvermittlung; es bringt Licht in Englands Heimlichkeit. England hat den Franzosen Beistand verheißen und den Russen den Rücken gestärkt. England wollte den Krieg; es trägt die Schuld am Kriege. Es steckte die ganze europäische Kulturwelt in Brand um eines augenblicklichen kaufmännischen Vorteils willen.

Das volle Gewicht seiner Schuld konnten wir am ersten Tage des Krieges noch nicht erwägen. Wir trauten da noch seiner freundlichen Miene; aber dann kam uns der Haß.

Einheit des deutschen Volkes



Die Einheit des deutschen Volkes

Die Kaiser stiegen aus ihrer Gruft im Speyrer Dom, so oft ein Kriegswetter über das alte heilige römische Reich deutscher Nation gefahren kam. Diese Volkssage klingt nicht mehr. Aber das fühlten wir in schwerer Stunde, daß vor uns her in Feuer und in Wolken die guten Geister des neuen Deutschen Reiches zogen. Denn jeder Mensch, der an dem Schicksal seiner Nation baute, ist in ihr ewiges Leben eingeschlossen. Bismarck ging durchs Land, und wo er ging, blieb Stärke und Zuversicht. Sein ehernes Bild in Berlin wurde ein Heiligtum. Am Sonntag wallfahrteten Tausende zu ihm und erfüllten rings den Platz; auf allen Stufen standen sie und auf den Terrassen, die zum Reichstagsgebäude führen. „Wir treten zum Beten", klang das Lied, „vor Gott den Gerechten; er waltet und haltet ein strenges Gericht; er läßt von den Schlechten die Guten nicht knechten; sein Name sei gelobt, er vergißt unser nicht". Wie Orgelton und Waffenklang schwebte es. Die Herzen, die sich beugten, und die Stirnen, die sich hoben, sahen in den Wolken neben Gottes Thron den eisernen Kanzler stehen. Und war es die Augustsonne oder war es das sonnige Lächeln Bismarcks – die Siegessäule leuchtete goldig auf mit den Trophäen der eroberten französischen Geschütze, und in der Via triumphalis Preußens grüßten inmitten der grünen Wipfel und über die strahlenden bunten Blumen des schönsten Sommers hinweg alle die Ruhmesträger, der Große Kurfürst und Friedrich der Große und Kant und Stein und Blücher und Moltke und der alte Kaiser. Und wenn heute alle Lippen sprachen:

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt", so war das heute kein Übermut und Prahlen, sondern ein heiliges Bekenntnis.

Am 4. August trat der Kaiser Wilhelm zu den Boten des Reiches im Weißen Saale seines Schlosses. Diese Männer, die hier um seinen Thron standen, sahen aus wie das Volk auf den Hoftagen der Sachsen und Franken und Staufen: wer Waffen tragen konnte, kam in Waffen. In der Stimme des Kaisers bebte sein Herz, als er von der Ermordung seines Freundes, des Erzherzogs, sprach und als er der alten, hundertjährigen hohenzollernschen Freundschaft mit dem Zarenhause gedachte. Aber dann zerrissen die Worte seine Geduld und rafften sich zur Bitterkeit und zum vollen Zorn auf. Wie ein Eidschwur waren sie fest, als er sprach ....

„Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen... Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches. Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert. An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht Mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter, fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feinde, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!"

Und dann warf er das Papier zur Seite, daß jedes Wort der Erregung lebendig aus seiner Seele aufführe:

„Sie haben gelesen, Meine Herren, was Ich zu Meinem Volke vom Balkon des Schlosses herab gesagt habe: Ich kenne keine Partei mehr, Ich kenne nur Deutsche. Und zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere Ich Sie auf, heranzutreten und Mir dies in die Hand zu geloben."

Das Hurrarufen der ernsten Männer jagte wie ein Stürmen des unbändigen Elements. Augen leuchteten, und Augen fühlten Tränen. Arm neben Arm, ein Heerhaufen von Armen reckte sich auf. Siegeshoffen fuhr auf der alten Weise daher: „Heil dir im Siegerkranz!" Unten aber im Schloßhofe klangen Trommeln und Pfeifen zum Präsentiermarsch: die Regimenter holten ihre Fahnen, die Führer zum Todesreigen.

„Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand" – in allen hohen Stunden hatten die Deutschen dies Lied gesungen; aber die Worte waren zumeist nur halbe Wahrheit gewesen. Immer hatte in der Reichsgeschichte die eine Bruderschaft den Kopf zur Seite gewandt, wenn die andere ihr Banner aufwarf, auch im Jahre

1813, auch im Jahre 1870 – jetzt stand zusammen, was auf deutscher Erde geboren war von der Nordsee bis zum Adriatischen Meere. Wenn sonst der Arndtsche Gesang mit der Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?" von einem Stamme zum andern tasten mußte – heute zum ersten Male konnte die Antwort aus rechtem Herzen aufjubeln: „Das ganze Deutschland soll es sein! O Gott im Himmel, sieh darein!" Der alte Mahner hatte noch eine andere Einheit gepredigt:

„Auf, deutsche Menschen bei so heiliger Sache, auf mit dem kühnsten Stolze und dem reinsten Herzen! Es verstumme jeder Geiz und Ehrgeiz, es erröte jede Hoffart und Herrschsucht, es versinke jeder Unterschied und jede Schranke! Ein Bruderherz, eine Bruderliebe schlage in den Pulsen des ganzen deutschen Volkes! Keiner sei der Erste und keiner der Letzte, keiner sei der Oberste und keiner der Unterste; jeder sei zum heiligen Dienste und zur treuen Arbeit für das Vaterland willig, gehorsam, demütig! Hinweg jede Eitelkeit und Einbildung, hinweg jeder unselige Haß und Neid, der den einen Stand gegen den andern entzweit hat, hinweg alle die leeren Ansprüche und ungerechten Forderungen der einen über die anderen. Darin aber lasset uns alle streben und streiten und wetteifern, welcher im Dienste des Vaterlandes der Frommste, Gehorsamste und Demütigste sein möge!"

Die Erfüllung brachte auch hier erst unser Tag. Es hätte kein höheres Kaiserwort gesprochen werden können als dies: „Ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur Deutsche". Es war ein Segensspruch, der das Volk weihte und von aller Sünde kleinen Haders rein machte. Und der Kanzler gab das fromme Wort weiter im Reichstage: „Hinter uns steht das ganze deutsche Volk, das ganze deutsche Volk ist einstimmig!" Er streckte die Hand beschwörend nach den Sozialdemokraten aus, und die Führer dieser Partei antworteten schlicht und treu: „Wir lassen das Vaterland in der Stunde der Ge-

fahr nicht im Stich!" Und als die Abgeordneten alle neuen Gesetzentwürfe, die der Krieg verlangte, alle ohne Widerspruch in hoher, ernster Stimmung billigten, wurde das ein Ehrentag in der deutschen Geschichte, dessen Gedächtnis groß in Ewigkeit bleibt. Der Idealismus wurde vom toten Worte zur lebendigen Tat. Der Kanzler aber konnte den Schluß sprechen: „Nicht das Gewicht unserer Beschlüsse gibt dieser Tagung ihre Bedeutung, sondern der Geist, aus dem heraus sie ergangen sind: der Geist der Einheit Deutschlands, des unbedingten, rückhaltlosen gegenseitigen Vertrauens auf Leben und Tod."

Deutschland, das Land der Parteiung, zum ersten Male einig in allen seinen Vertretern. Und weiterhin im ganzen Volke – es gab keinen Partikularismus mehr, keine Welfen und Polen und Elsässer, keine Aristokraten und Plebejer, keine Ultramontanen und Antisemiten, Imperialisten und Sozialisten .... nichts, nichts mehr als Deutsche.

In welcher Stunde ist jemals so Köstliches gewonnen! Auch wenn der Krieg uns nichts gebracht hätte als dies allein, wir müßten ihm Lob singen; er schenkte uns allen das deutsche Vaterland In diesem glückseligen Empfinden glitten die nächsten Tage hin.

.... Aus Walzwerk und Hochofen und Häfen und Schacht
Wälzt es heran mit furchtbarer Macht,
Aus der Riesenstädte dunklem Labyrinth
Millionenhaft steigt es – sie sind's! Es beginnt ....
Aus Kaufläden und Hörsaal, Amt, Klinik, Kontor,
Aus Palast und Banken bricht es hervor
Mit Grausen und Hurra, alles Tagwerk zerrinnt,
Millionenhaft steigt es – sie sind's! Es beginnt ....
Aus Wald und Feld bricht es Mann für Mann,
In donnernden Zügen jagt es heran,

Donnernd Gesänge schwellen im Wind,
Millionenhaft steigt es – sie sind's! Es beginnt!
Wir haben uns wieder, wir sind vereint,
Mit Gott und Kaiser hinaus in den Feind!
Zerstampft ist, was uns hadernd getrennt,
Wir sind ein einziges Element.
Ein Volk, mein Volk, zum Klumpen geballt,
Nun gibt es kein Weichen, da gibt es kein Halt
Das ist wie rollender Bergbasalt,
Ist wie ein lebendiger, wandernder Wald,
Feuer und Meer, brüllend in Schauer und Blut.
Hosianna der Tat! Hosianna dem Mut!
Hosianna dem Schrecken! Hosianna der Wut!
Hosianna der Rache! Der Arm ist gereckt,
Nun zeigt jedweder, was in ihm steckt;
Nun brause, wie er brausen muß:
Furor teutonicus. (A. J. Winckler.)

Die Bilder des Erlebens möchten leicht in dem Ausdruck unserer Sprache zum Stil des Pathetisch-Erhabenen anschwellen; aber wie Fremdlinge, kühlere Zuschauer, unser Wesen begriffen, das dürfen wir hören. Ein Italiener, der in Berlin wohnte, schrieb im Giornale d'Italia:

„Ich glaubte noch vor wenigen Wochen, daß diese Stadt mehr amerikanisch als deutsch sei, daß das Blut Deutschlands nicht hier pulst, sondern in der Provinz, die schafft, während Berlin zerstört. Das muß ich zurücknehmen .... Wir haben plötzlich ein anderes Berlin, von dem wir keine Ahnung hatten, ein schöneres, größeres, edleres. Jetzt ist es wirklich das Herz Deutschlands, die Hauptstadt des Deutschtums, das alte, vaterlandsliebende Berlin, von dem durch das ganze Reich die Ströme der besten Energie ausgehen .... Nicht nur die

Mobilmachung des Heeres hat sich vollzogen, auch die Mobilmachung der Seelen. Und mehr noch als das militärische Schauspiel bewegten mich andere Dinge. Als in der Aula der Universität, die voll war von Studenten, aus der Gruppe der Lehrer, wie Harnack, Delbrück, Eduard Meyer, die in majestätische Togen gehüllt waren, die prachtvolle Gestalt Ulrichs von Wilamowitz-Möllendorf groß und aufrecht sich erhob, mit dem langen, weißen, auf die breite Brust flutenden Barte, als alle dachten, daß er sprechen wollte und er statt dessen intonierte „Deutschland, Deutschland über alles", so daß aus dem Auditorium ein ungeheurer Chor wurde.... als in der historischen Sitzung des Reichtages, die die erste siegreiche Schlacht war, ein innerer Sieg, der Führer der Sozialisten sich erhob, um zu erklären, daß alle Sozialisten für das Vaterland kämpfen würden und besser als die Hurrapatrioten.... als dann am Bet- und Bußtage der Kaiser und seine Familie und die Heerführer zum Dom schritten, als ein ganzes Volk in die Kirchen strömte, alt und jung, Männer und Frauen und Kinder, um still und mit Sammlung für das gefährdete Vaterland zu beten.... da begriff ich, daß die ungeheure materielle Kraft, mit der dies Volk ins Feld zieht gegen die drei mächtigsten Nationen der Welt, ihre Wurzel hat in der moralischen Kraft".

In lauen Zeitläuften zerrinnen hohe Begriffe zu blassen Schemen. Die Worte Brüderlichkeit, Gleichheit, Freiheit hatten in Washingtons Unabhängigkeitskampfe zum ersten Male wie eine Himmelsbotschaft die Menschheit entzückt; im Munde der französischen Revolutionsprahler klangen sie dann wie tönende Phrase, und endlich gingen sie ins Land der Träume und schlummerten in den Büchern der Dichter und unirdischen Apostel. In unserer deutschen Menschheit aber sind sie nun zum Leben erwacht und sicherer Besitz unserer Seelen geworden. Brüderlichkeit, das ist nicht Schenken und Borgen, es ist das Volksblutopfer der ungezählten Tausende, die ihr Leben hingeben für die, die daheim bleiben. Gleichheit, das ist nicht die Ge-

meinsamkeit der Ehren und Güter, es ist das Nebeneinanderstehen in Not und Tod. Und Freiheit? Die Ungebundenheit der Sinne ist es nicht, Freiheit ist eine sittliche Macht.

Die Freiheit als politischer Begriff ist ein billiges Gemeingut gedankenloser Reden. Unsere Gegner berauschen einander mit dem nimmermüden Zuruf: Der Kampf gegen die Deutschen ist ein Kampf der Freiheit gegen die Tyrannei! Könige und Minister, Zeitungsschreiber und Dichter verkünden das der Welt. Nun sagt, welche Freiheit will uns das arme, kurzsichtige, von einem eitlen, gewissenlosen Ministerregiment verkaufte französische Volk bringen? Und welche Freiheit sollen die Kosaken zu uns tragen, die Apostel aus dem geknechteten Lande eines geknechteten Zaren? Englands politische Freiheit ist geflügeltes Wort, das in der Ferne stolz klingt. Aber Englands innere Geschichte ist der ewige Kampf zwischen Königtum und Adel – niemals um Freiheit, aber immer um Macht. Der Erfolg war das Parlament. Doch dies Parlament geht das Volk nichts an; es ist in seinem Unterhause ebenso plutokratisch, wie es in seinem Oberhause aristokratisch ist. Das Geschick des Landes liegt immer in dem Belieben einer Geschlechterherrschaft. Ob es Wighs oder Torys sind, die gerade am Steuer sitzen, es herrscht im Lande stets eine parlamentarische Minderzahl, eine politische Kaste. Nur sie vergibt die einflußreichen Ämter und bestimmt die Minister. König und Volk haben keinen Willen.

Es gibt noch eine andere Freiheit als die politische – die Freiheit des Geistes. „Der Engländer", sagt einer ihrer Landsleute, „versteht unter der Freiheit, daß er auf dem Rasen spazieren darf, ohne von einem Schutzmann angeschnauzt zu werden; daß ihn keine Militärpflicht hemmt, mit sechzehn Jahren auf Abenteuer in die weite Welt auszuziehen; daß er von Sekunda ab die Schule verlassen

kann, um bei einem Rechtsanwalt Schreiberdienste zu leisten und auf diesem Wege, ohne die lästige Verpflichtung zu juristischen Studien, nach wenig Jahren Anwalt zu werden . . Dagegen darf der Deutsche allerdings nicht auf den Rasen treten; er darf auch nicht sein Leben nach reiner Willkür einrichten, sondern er ist verpflichtet, kostbare Jugendjahre dem Vaterland zu widmen, dazu sein Blut, sobald es not tut. Kein höherer Beruf steht ihm offen, wenn er sich nicht in den Besitz allgemeiner und sachlicher Kenntnisse gesetzt hat. Ist er deswegen weniger frei als der Engländer? Liegt nicht die unbezwingbare Überlegenheit der deutschen Soldaten vor allem im Moralischen? Und damit wird doch gesagt, daß er frei handelt. Er allein will, was er soll, will es von ganzem Herzen. Der englische und französische und russische Soldat soll etwas, wozu sein persönlicher Wille gar keine Beziehung besitzt; im besten Falle gehorcht er einer ihm nicht natürlichen, nur durch systematische Lügen angefachten blinden Zerstörungsleidenschaft .... Und ist es nicht die Bildung, die den deutschen Mittelstand über jeden ausländischen erhebt? Jene Bildung, die ihm von der Nation mit unnachsichtiger Strenge auferlegt wird und durch die der einzelne dann eine frei urteilende Persönlichkeit wird?"

Freiheit ist der Wille, zu tun, was wir müssen. Unsere Könige und unsere Weisen haben sie uns gelehrt und uns anerzogen seit Urväterzeit. Und ihr erstes Gebot ist immer: Überwindet euren Eigennutz eurem Volke zuliebe! In dieser Freiheit, dieser sittlichen Macht, liegt die Einheit unseres Vaterlandes und also auch seine Zukunft und die Zukunft der Welt.

„Es sind elende und kalte Klügler aufgestanden", tönt das Wort des alten Arndt, „die sprechen: Vaterland und Freiheit sind leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, mit denen man die Einfältigen

betört. Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes. Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, dünkt ihnen das einzig Gewisse. Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet. Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst. Vaterland und Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, das ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. Vaterland und Freiheit heben die Tapferen zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen"

≈

Das Ethos des Krieges



Das Ethos des Krieges

Nach der volkstümlichen Auffassung schreibt die Geschichte mit Blut, die Vergangenheit ist eine Summe von Jahreszahlen der Könige und ihrer Schlachten, und Staatenentwicklung ist eine Treppe, deren einzelne Stufen Kriege sind. Und vielleicht ist doch in dieser ursprünglichen Vorstellung die Wahrheit, und wir waren nur nicht mehr elementar genug, um sie zu vertragen. Die materialistische Weltaufnahme färbte auch den Krieg zu einem rein wirtschaftlichen Unternehmen; wir fühlten uns schon in die bequeme Sicherheit hinein, daß unserem Jahrhundert ein Ausgleich mit den Waffen ein Anachronismus sein müßte, daß eine schiedsrichterliche Entscheidung den streitenden Staaten ungleich vorteilhafter und weniger kostspielig sei als kriegerischer Zweikampf und die barbarische Vernichtung wirtschaftlicher Werte. Vor 25 Jahren schrieb Bertha von Suttner den Roman „Die Waffen nieder!", die eindringlichste Predigt zum Frieden. Von dem Grauen des Schlachtfeldes hob sie die Augen auf zur Zukunft: „Solange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Wilde bleiben. Aber schon stehen wir an der Pforte einer neuen Zeit. Die Blicke sind nach vorwärts gerichtet, alles dringt mächtig zu anderer, zu höherer Gestaltung ...... Die Wildheit mit ihren Götzen und ihren Waffen – schon schleudern sie viele von sich. Wenn wir der Barbarei auch noch näher sind, als die meisten glauben, so sind wir vielleicht auch der Veredlung näher, als viele hoffen. Schon lebt vielleicht der Fürst oder der Staatsmann, der die in aller künftigen Geschichte als die ruhmreichste, leuchtendste

der Taten geltende Tat vollbringen wird, der die allgemeine Abrüstung durchsetzt ... Schon haben wir die Schwelle eines Zeitalters betreten, wo die Menschheit sich zur Menschlichkeit erhebt – zur Edelmenschlichkeit."

Der Roman mußte in über dreißig Auflagen gedruckt werden; so ergriff er einst die Menschen. In den letzten zehn Jahren aber vergaßen sie ihn fast; er wurde nicht mehr von neuem gedruckt. Man empfand wohl die Dürre der grauen Theorien. „Alle Friedenspfeifenraucher der Welt", meinte einmal Treitschke, „werden es nicht dahin bringen, daß die politischen Mächte je eines Sinnes sind – und sind sie das nicht, so können sie nur an das Schwert appellieren." Und Moltke: „Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner Traum". Nun ist der Krieg über uns gekommen wie ein Schicksal, das nicht in unseren Händen lag; wir sind zu dem Glauben zurückgekehrt, daß er eine fromme Pflicht des Volkes sei.

Die Deutschen haben niemals Eroberungskriege geführt. Die Waffen hingen in jedem Hause überm Herd, aber wir nahmen sie nicht herab, um über den Nachbar herzufallen, der still hinter seinem Pfluge ging. „Friedlich" ist das bezeichnende Wort des deutschen Landschaftsbildes in der Malerei; und wer den deutschen Bürgersmann oder den Bauer bei seiner Arbeit sieht oder am Feierabend, wenn er die müden Hände in den Schoß legt, findet auch da kein besseres Wort, sein Temperament zu bezeichnen. Unser Kaiser hat 26 Jahre im Frieden gelebt. Er hat niemals eine günstige politische Krise – und deren gab es genug – zu raschem, überlegenem Ausfall gegen Rußland und Frankreich und England ausgenutzt. Er hat an manchem Tage und in mancher Lage, wo fremde Arme hart an die deutsche Ehre streiften, die Ruhe festgehalten. In dem durchaus frommen Gefühl seiner Verantwortungspflicht vor Gott liegt auch der heroische Wille, den Gottesfrieden zu wahren. Sein Dichten und Trachten

war darauf gerichtet, der erste Herrscher zu werden, dem die dankbare Welt in ihren Annalen den absonderlichen Ehrentitel „Der Friedfertige" zuerkennen müßte. Wenn man an die Männer dachte, denen der Friedens-Nobelpreis gebührte, nannte man wohl auch seinen Namen.

Einer, der ein Fremdling in unserem Lande ist, bekennt:

„Seit dreißig Jahren lebe ich nun in Deutschland. Die Liebe zu deutscher Art, deutschem Denken, deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst schärfte mir das Auge, ohne mich blind zu machen; mein Urteil blieb völlig objektiv, und an gar manches, was mir beim ersten Betreten deutschen Bodens nicht behagte, habe ich mich noch immer nicht gewöhnen können. Mit Frankreich seit frühester Kindheit verwachsen, England durch Blutsbande angehörig, blieb ich vor parteiischer Verblendung bewahrt... Und mein Zeugnis lautet dahin: In ganz Deutschland hat in den letzten 43 Jahren nicht ein einziger Mann gelebt, der Krieg gewollt hätte, nicht einer. Wer das Gegenteil behauptet, lügt — sei es wissentlich, sei es unwissentlich... Mir wurde das Glück zuteil, Deutsche aus allen Gauen und aus allen Ständen gründlich genau kennen zu lernen, von des Kaisers Majestät an bis zu braven Handwerkern, mit denen ich tagtäglich zu tun hatte. Ich habe Schulleute, Gelehrte, Kaufmänner, Bankiers, Offiziere, Diplomaten, Ingenieure, Dichter, Journalisten, Beamte, Künstler intim gekannt: niemals habe ich einen Kriegslustigen oder genauer gesprochen einen Kriegslüsternen angetroffen. In England dagegen fand ich bei meinen letzten Besuchen, 1907 und 1908, allerorts einen geradezu erschreckenden blinden Haß gegen Deutschland und die ungeduldige Erwartung eines Vernichtungskrieges. Die Abwesenheit jeglicher Animosität gegen andere Völker ist ein auffallendes Kennzeichen der Deutschen — und zwar der Deutschen allein. Sie pflegen eher nach der Seite der übertriebenen Anerkennung fremder Verdienste zu irren. Wie sollte ein Volk, bei dem Industrie, Han-

del und Wissenschaft von Jahr zu Jahr immer höher blühen, wie dies im Deutschland der letzten 43 Jahre der Fall war, einen Krieg herbeizetteln wollen, der alle drei vernichtet?"

(H. St. Chamberlain.)

„Von Deutschland ist keine Störung des europäischen Friedens zu befürchten", das war Bismarcks Überzeugung; diese Sicherheit war ihm der Preis für die gewaltigen Anstrengungen, die das Vaterland im Jahre 1870 zur Abwehr der französischen Eroberungsgelüste gemacht hatte. Aber das wußte er auch, daß wir nicht in Trägheit und Versumpfung geraten dürften. „Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden." „Gott hat uns in eine Situation gebracht, die uns zur Wachsamkeit Tag und Nacht zwingt; er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren." An die Engländer dachte er noch nicht, als er so sagte.

Am Hamburger Stadtwall steht sein Riesenbild, ohne den Kriegshelm und doch im Panzerkleide und die Finger um den mächtigen Zweihänder gelegt. Ein Adler links und rechts zu seinen Füßen. Er steht auf das geordnete Gewirr des Hafens, dieser Pforte der Welt, durch die in steter Wechselwirkung die Segensfülle des Friedens ein- und ausströmt.

Ein Hohes ist es, als Starker neben dem Frieden zu stehen, die scharfe Wehr in der Scheide, aber ein Höheres, das Allerhöchste ist es, für den Frieden aufzuspringen in den Krieg. „Sehe ich den Krieg als ein Ding an, das Weib, Kind, Haus, Hof, Gut und Ehre schützt und den Frieden damit erhält und bewahrt, so ist es eine gar köstliche Sache": das ist einfältige Lutherweisheit. Und

vor hundert Jahren sprach Fichte an der Berliner Universität diesen Gedanken: Ein wahrhafter Krieg ist derjenige, den ein Volk aufnimmt gegen den Feind, der ihm seine Freiheit und seine Selbständigkeit rauben will. Frei und selbständig ist ein Volk, das, unbehindert von äußerer Gewalt wie von Mißgunst und Neid seiner Nachbarn, die Pflichten, die ihm in der Kulturgemeinschaft der Völker auferlegt sind, erfüllen kann. Wer es hierin beeinträchtigt, richtet sein Attentat gegen die Existenz der Nation, gegen ihren Beruf in Gegenwart und Zukunft. Ein Volk, das sich gegen solchen Angriff wehrt, kämpft nicht um vergänglicher Vorteile willen, sondern für alle künftigen Geschlechter und für die Menschheit, also selbst für seine Feinde. Der Abwehrkrieg ist der wahrhafte Krieg. Er ist heilig; die Götter wollen ihn.

Krieg und Frieden kennen sich nicht; sie malen einander falsch. Fern vom Krieg ist der Krieg nichts als ein sinnloser Zerstörer allen Lebens. Was unser Fleiß in mühseliger Kleinarbeit und geistvoller Großtat aufgebaut und aufgetürmt hat, alles, woran Augen und Herzen hängen, zertritt er; was wir sammelten und speicherten, vergeudet er; die Kraft und Gesundheit, die wir mit Weisheit umzirkten, verwüstet er; unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart, unsere Zukunft will er auslöschen; über die hohen Begriffe, die in uns wirkten, Tugend, Treue, Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit, fällt er her wie ein schwarzer Panther, und das, was unser Irdisches mit dem Himmlischen verband, zerbeißt er. Es ist, als müßten wir uns des übermütigen Wortes Kultur schämen, denn sie scheint ein Nichts. Wir ahnen, daß ein Furchtbares heranschleicht, mit dem es keinen Pakt gibt. Wir haben es nie vorher gesehen; wir wissen auch nicht, wann sein Hunger gestillt ist, wo es haltmacht. Sein Grauen könnte ins Endlose währen und wachsen . . . So dachten wir den Krieg, und siehe, nun er da ist, ist er ein Heiland. Seine Heiligkeit kam nicht im sanften Säuseln und auf mildem Regenbogen, er kün-

digte sich an im Zürnen des Ungewitters. „Er ist schrecklich wie des Himmels Plagen, doch ist er gut, ist ein Geschenk wie sie.“

Die Arbeit hatte uns über ein Menschenalter lang erzogen – zur Gründlichkeit, zur Hingabe, zu einem Fleiß, den sonst die Erde nirgends kennt. Sie gab uns die Fähigkeit, ein Werk um seiner selbst willen zu tun. Wir wurden reich und groß. Wir übertäubten uns mit dem Lärm der Fabriken und blendeten uns mit dem Glanz berückender Bilanzen. Wir spannten unsere Kraft zur Weltwirtschaft und Weltherrschaft. Nur in verlorenen Augenblicken klopfte ein Warner: Was hülfe es, daß wir die ganze Welt gewönnen und nähmen doch Schaden an unserer Seele! Und dann fühlten wir, daß uns jene Arbeit nüchtern und selbstsüchtig gemacht hatte, und daß wir die Köstlichkeit der stillen Dinge vergaßen, die tief im Herzen ruhen und nicht käuflich sind.

Nun danken wir dem Krieg. Er stößt das Behagen zur Seite, erlöst uns aus Sicherheit und Sättigung; er schafft Klarheit der Werte und sondert das Ewige von dem Vergänglichen. Er bringt uns die Wahrheit über uns selbst und damit die Möglichkeit eines neuen Lebensaufstieges. Je größer ein Volk in den Kampf zieht, desto tandhafter sinkt zusammen, was falsche Größe war. Wir sehen und fühlen mit neuen Sinnen, daß unsere Literatur und die bildende Kunst spielerisch und launisch wurden, eine Schönformerei ohne Kraft und Geist, ein problematisches Ästheten- und Artistentum ohne das Elementare des Menschlichen und Männlichen. Wir finden uns endlich mit Vernunft aus dem Irrgarten der Verworrenheiten heraus, wo Kubisten, Futuristen, Expressionisten hausten. Wir lächeln über die Ernsthaftigkeit, mit der Neuromantiker und Neuklassiker, Pointilisten und Archaisten sich gebärdeten. Wir machen uns frei selbst von dem komplizierten Mechanismus unserer Daseinsmöglichkeit und von dem schönen Wahnsinn exotischer Moden. Vom „Jahrhundert

des Kindes" fabelte man vor fünfzehn Jahren, dann schien es ein Jahrhundert des Feminismus zu werden, und nun ist es ein Jahrhundert der Mannheit geworden, der gewislichiu manheit, die die Sänger der Hohenstaufenzeit einst priesen. Eine Luft kommt, die eisern weht, eine Flut, die eisig fließt; wen sie nicht umwirft, den macht sie gesund. „Der Krieg" – ob auch die Geschichte es bisweilen vergessen will – „ist des Menschen natürlicher Zustand" (Bismarck). Auch Jehova ist ein Kriegsgott. Die Streitlieder seiner Propheten steigen in Wucht und Größe einher. Wie Donnerhall und Wogenprall tönen die Rhythmen des Jesaias:

Gott hebt ein Banner dem Volk aus der Ferne
und zischt es herbei vom Ende der Welt.
Da kommt es eilends, geschwinde.
Kein Müder, kein Strauchelnder in ihm,
es braucht nicht Schlummer, nicht Schlaf.
Nicht löst sich der Gurt seiner Lenden,
nicht reißt der Riemen seiner Schuhe.
Schon sind seine Pfeile geschärft,
all seine Bogen gespannt.
Die Hufe seiner Rosse
sind wie Kiesel erachtet,
seine Räder wie Sturmwind.
Gebrüll erhebt es wie der Löwe,
es brüllt wie der Jungleu und tost.
Es faßt die Beute und trägt sie davon,
und niemand rettet.
Es tost über ihm
an jenem Tage
wie Meeres-Tosen.
Schaut man zur Erde – Finsternis.
Das Licht ist verfinstert im Gewölk

Krieg ist nicht Tod, sondern Leben. Wenn das Lebensgefühl sich steigert zur höchsten Spannung der Gefahr, findet der einzelne seinen Gott wieder und das Volk sein Vaterland. Im Frieden war es nur ein eckiger Begriff, so oft wir das Wort Staat aussprachen, ein gleichgültiges, unsichtbares Ding oder ein Reizmittel unzufriedener Parteiungen. Jetzt wird es zum Erlebnis, zum allerlebendigsten Gefühl, zur Bestimmung unseres ganzen Daseins. Der Kaiser ist nicht mehr die Verkörperung eines staatsrechtlichen Gedankens, nicht der verfassungsmäßige Herrscher auf goldenem Thron – seine Majestät ist wieder zum Patriarchentum geworden, seine Not unsere Not.

Es war eine Lieblingsidee Schillers, dichterisch die großen Stufen in der Entwicklung des Menschengeschlechtes hinaufzugehen: das Dunkel anfänglicher Roheit erhellt sich, die Wilden werden zu Menschen; sie leben im Einklang mit der Natur, sie beherrschen sie; nun prangt das Lebensbild in der prächtigsten Entwicklung aller Kulturmöglichkeiten; aber nun muß auch gleich der wilde elementare Umschwung kommen, der von der Überkultur zurückleitet zur Natur Der Krieg ist das große Examen unserer Kultur. Die Werke der Technik und Mechanik, alle Erfindungen und Entdeckungen, Luftschiffe und Aeroplane und Automobile, Torpedo und Mörser, Unterseebote und Dreadnoughts, die drahtlose Telegraphie, die Ergebnisse der Chemie und Physik und Medizin, der Hygiene, der Pädagogik und der Jugendpflege, der Wirschaftspolitik, der Finanz- und der Verkehrswissenschaft – alles, woran der Menschengeist seine beste Kraft gesetzt hat, alles das soll sich in der Entscheidungsstunde bewähren. Aber auch die ethischen und moralischen Gewinne, die Generation auf Generation geerbt und geschaffen hat – der Charakter der Nation muß die Probe bestehen. Was aus der Läuterungsglut des Weltbrandes feuerfest hervorgeht, das soll den Namen Kraft tragen.

„Auf der Stufe der Kultur, auf der das menschliche Geschlecht noch steht", sagt Kant, „ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, die Kultur noch weiter zu bringen; und nur nach einer vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und möglich sein." Und Hegel nennt den Krieg „das Prachtstück der hohen Vernunft; er erhält alles im Werden, und das Endliche muß als Zufälliges gesetzt werden." Auch Nietzsche, der Lehrer des Willens zur Macht, hat Krieg und Krieger geachtet, nein, geliebt. Immer entzückte ihn das Reinigende, das Erhebende, das Aufwärtsreißende des Kampfes, und er pflegte zu sagen, daß er seine tiefsten philosophischen Einsichten während seiner Feldzugserlebnisse im Jahre 1870 gewonnen habe. Er nahm als Krankenpfleger damals teil. Da stand er nun eines Abends, das Herz von Mitleid fast gebrochen, in einer kleinen Stadt an einer Mauer neben der Heerstraße; „ein Brausen und Donnern kam; ein wundervolles deutsches Reiterregiment, prachtvoll als Ausdruck des Mutes und Übermutes eines Volkes, flog wie eine leuchtende Wetterwolke an ihm vorüber. Der Lärm und Donner wurden stärker, und es folgte seine geliebte Feldartillerie im schnellsten Tempo, bei der er einst in Naumburg gestanden hatte — ach, wie es ihn schmerzte, daß er sich nicht auf ein Pferd werfen konnte, sondern hier tatenlos an der Mauer stehen mußte. Zuletzt kam das Fußvolk im Laufschritt. Die Augen blitzten, der gleichmäßige Schritt klang wie wuchtige Hammerschläge auf dem harten Boden. Und als dieser ganze Zug an ihm vorüberstürmte, der Schlacht, dem Tode entgegen, so wundervoll in seiner Lebenskraft, in seinem Kampfesmute, so vollständig der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen oder sterben will — da fühlte er zum ersten Male, daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem elenden Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf gegen den Feind, als Wille zur Macht und Übermacht ..."

„Meine Brüder im Kriege", also sprach Zarathustra, „ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war euresgleichen. Ich sehe viel Soldaten, möchte ich viel Kriegsmänner sehen! Einform (Uniform) nennt man's, was sie tragen, möge es nicht Einform sein, was sie damit verstecken. Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen. Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen, und den kurzen Frieden mehr als den langen. Man kann nur schweigen und stillsitzen, wenn man Pfeil und Bogen hat. Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten. Was ist gut? fragt ihr. Tapfer sein ist gut. Laßt die kleinen Mädchen reden: gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist. Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoffnung; und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens! So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges; was liegt am Langleben? Welcher Krieger will geschont sein? Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll!"

Völkerkampf und Mannesstreit ist das ursprünglich Schöne; es ist zuerst auf der Welt von Sang und Saitenspiel erklärt; es hat immer dieser Kunst die stärksten Schwingen gegeben. Vom Hildebrandsliede und von der Not der Nibelungen an ist unsere Literatur voll kriegerischen Geistes:

„Komm Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenrot." (Strachwitz.)

Auch einer, dem der Krieg im Jahre 1870 zum Erlebnis wurde, war der prächtige Friedrich Thedor Fischer. Er fügte damals seiner

Ästhetik ein neues Kapitel in der Abhandlung „Der Krieg und die Künste" hinzu. Es wurde ein Preislied des Schönen im Kriege. Der Krieg ist wild, ist furchtbar, aber deshalb ist er nicht unästhetisch, denn auch das Schreckliche hat ästhetischen Reiz. Mit grausamer Genauigkeit schildert Homer die Wundenmale der Helden, aber wir legen doch das Buch nicht aus der Hand, wenn wir diese Verse lesen. Und Tausende steigen in Rom die Treppen zum Kapitol hinan, um die Statue des sterbenden Galliers zu sehen, wie er, zu Boden gesunken, mit der breiten Wunde in der Brust, noch einen Augenblick den Oberleib aufrecht hält. Doch lieber noch heben wir uns von den Bildern der zerstörten Kraft empor zu dem Bilde der zerstörenden Kraft. Der Krieg läßt die Kraft erscheinen. Schön ist der Anblick des hohen, wilden, furchtbaren Heros Achilles, der wie ein wirbelnder Waldbrand unter die Feinde fährt, schön sind die Marmorskulpturen der griechischen Tempelgiebel und Altäre, auf denen Held gegen Held drängt. Indessen nicht nur im Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen liegt das sinnliche Schöne des Krieges – das Getümmel, die Menge, der Drang, der unaufhaltsame Sturm und Stoß von Massen vereinigt die tätigen Kräfte zu einer gehäuften und dadurch für das Auge und die Phantasie um so gewaltigeren Wirkung. Wir können noch weiter aufwärts steigen von der äußeren machtvollen Erscheinung des Krieges zu dem höheren Inhalt seiner Schönheit. Es ist die Bewegung der Seele, es ist das Bild des Willens, der im höchsten Aufschwung seiner ganzen Kraft die Schrecken des Todes nicht fürchtet; es ist noch mehr das Bild seiner Erhabenheit in dem furchtbaren Augenblick, da von dem hingeopferten Leibe scheidend der Geist noch im letzten Stoßseufzer bezeugt, daß es Güter gibt, die ihm mehr galten als das Leben. Heldentod ist am schönsten dann, wenn der Sterbende noch wissen darf, daß der Sieg gewiß ist. „Legt mich in die Sonne, wendet mich nach der Sonne!" rief ein deutscher Offizier, als ihn am blutigen Tage von Villiers die Kugel

traf; er schaute in den Glanz hinein, bis sie sank; da kam die Siegeskunde zu ihm; und mit dem herrlichen Gestirn des Tages sank auch sein jugendliches Mannesleben hinab.

Groß und schön ist auch die Ruhe des Feldherrn in der Schlacht, das furchtlose Ausharren ganzer Scharen im vernichtenden Feuer des Feindes. Glaubt doch nicht, daß ein Leben, das jede Stunde Schrecknisse bringt, die Seele verdüstert, nein, die Stimmung des Tapferen ist heiter und frei. Wer abgeschlossen hat mit dem Leben, wer entschlossen ist, dem wird das Gemüt hell und wolkenlos mitten unter den drohenden Bildern des Todes, ja doppelt und dreifach genießt er das Gefühl des Lebens: Gefaßtsein ist alles.

Selbst in die Stätten der Krankheit und der Wunden und des Todes kehrt mit dem Erbarmen der Menschlichkeit auch der Engel des Schönen ein. Und dann zum Schluß – die Heimkehr der Sieger, Lorbeer und Blumen, wehende Fahnen, rauschende Klänge, grüßende Menschen, Jubel, Jauchzen, Freudentränen – das ist das Schönste, das alles Schöne des Krieges krönt ....

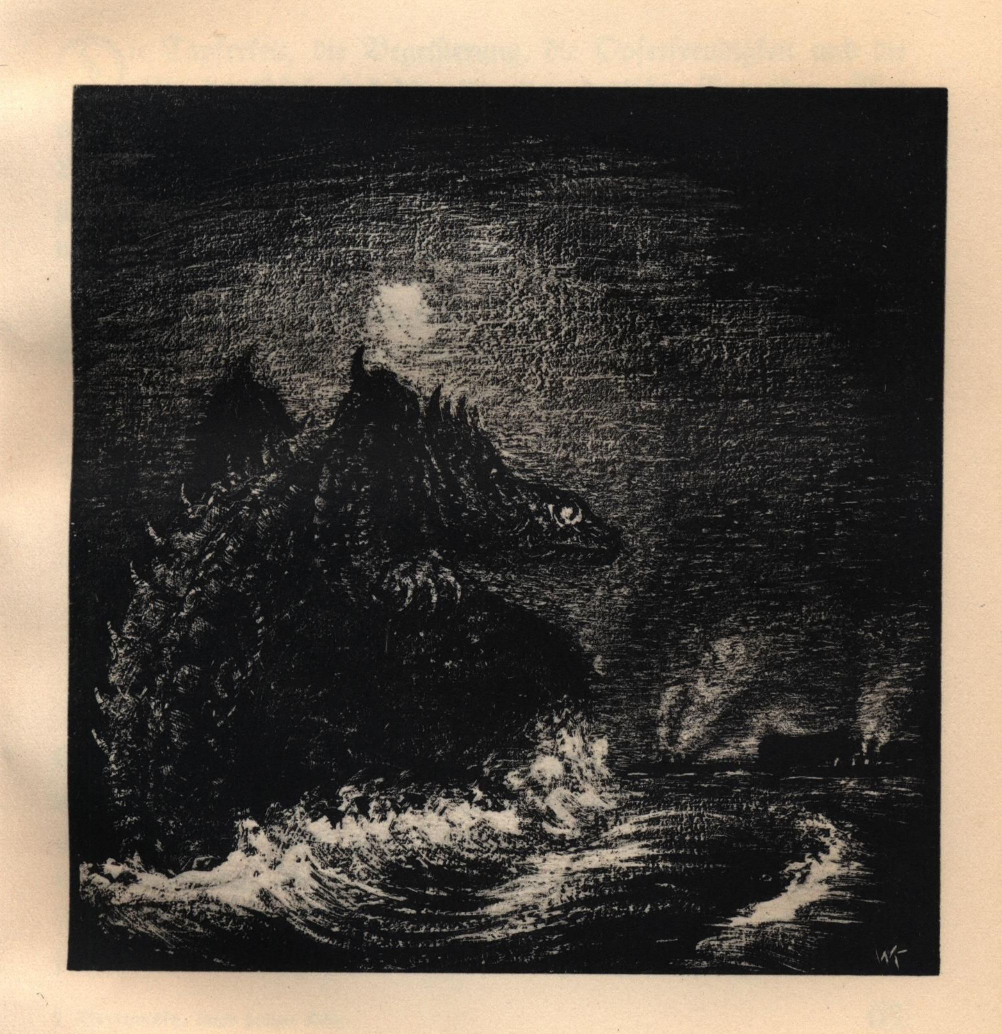
Und nun wären wir keine Deutschen, wenn wir nicht auch nach einem Worte unseres Beichtvaters Goethe verlangten. Ein Reichsstädter ohne Reichsgefühl, setzte er sich, als Deutschland zerbrach, ganz aus dem Geiste seiner Zeit heraus und baute sich auf einem heiligen Berge ein eigenes Reich der inneren Freiheit auf Und so verschlief der Abseitsdeutsche, der Epimenides im Vorsaale des Tempels, auch das Erwachen seines Volkes. Aber die Taten bekehrten ihn doch, und dann klangen beim Friedensschluß seine Verse wie bittere Reue:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.“

Dies „ich schäme mich" wiederholte er in seinem Wilhelm Meister. „Lothar hatte mir immer die Deutschen von der Seite der Tapferkeit vorgestellt und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt sei, wenn sie recht geführt werde – und ich schämte mich, an die erste Eigenschaft eines Volkes niemals gedacht zu haben. Er ließ mich einen Überblick über Deutschland tun, was es sei und was es sein könne – und ich schämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurteilt zu haben, die sich in eine Theatergarderobe drängen mag." Der Dichter hatte den Krieg gefürchtet als den Zerstörer seiner olympischen Gelassenheit; als er ihn erlebt hatte, dachte er ganz anders von ihm. Er sagte 1821 zum Kanzler v. Müller: „Was ist Kultur denn anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu bewegen und nach Erfordern dreinzuschlagen – darauf kommt es bei den Nationen an!" Und in seinem Friedensfestspiel läßt er den Krieg selbst sprechen:

„Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister;
Was sich entgegensetzt und dräut –
Er bleibt zuletzt allein der Meister."

Der Hass





Der Haß

Die Tapferkeit, die Begeisterung, die Opferfreudigkeit und die Glaubensstärke sind die vier alten deutschen Tugenden. Wie riesenhafte Menschenleiber hat sie der Künstler in der Halle des Leipziger Schlachtendenkmals gebildet Sie sind die steinernen Träger unseres Ruhms. Nun ist in den Tagen unseres Kampfes eine neue Tugend hinzugetreten: der Haß.

Er liegt unserem Wesen fern. Auch unsere Geschichte weiß nichts von nationalem Haß. Seit dem Dreißigjährigen Kriege waren wir mehr als die anderen Völker weltbürgerlich gesinnt. Ein Lob und ein Vorwurf zugleich. „Nie war", singt Klopstocks Ode an das Vaterland:

„Nie war gegen das Ausland
ein anderes Land gerecht wie du
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
zu sehen, wie schön dein Fehler ist."

Wir haben in einer unvergleichlichen Übersetzungsliteratur den Geist und die Eigenart der Franzosen und Belgier und Engländer und Russen und Spanier und Italiener und Skandinavier, aller, aller Völker der Welt zu uns getragen. In unserer kleinsten Stadt stehen neben den Bänden unserer Dichter die Bücher Balzacs und Flauberts, Verlaines, Maeterlincks. Rodin und Manet und Monet sind von uns eher geliebt als von den Franzosen selbst – vielleicht

sogar zu innig bewundert. Und auch heute noch sprechen wir mit Ruhe von der tapferen Nation, in der wir ein getäuschtes, geopfertes Volk sehen — ohne Haß.

Auch das Schicksal des russischen Volkes, wie es die Wahrheit seiner großen Dichter uns nahe brachte, haben wir mit rein menschlicher Teilnahme stets begriffen. Nun sprechen wir auch von diesen Feinden wohl im gerechten Zorne, aber — ohne Haß.

Haß haben wir allein gegen England. Es ist nicht der verbissene Groll, der im Winkel lauert, sondern das lodernde Element in der Seele, das alle andern Gefühle mit seiner Flamme frißt. Rache ist unser Amt und Haß ist Tugend. Selbst die Liebe von Mensch zu Mensch muß ersticken in diesem Haß von Volk zu Volk. Wir hatten geglaubt, daß uns kein Volk näher sei auf der Welt, hatten vertraut auf jene alte naturhafte Zeugenschaft der Blutsverwandtschaft. Der englische Vetter war uns der Mensch in seiner vollkommenen Erscheinung. Wir wollten uns nach seinem Bilde formen und seine Lebensgewohnheiten zu uns herübernehmen, und gerne bezeichneten wir das vorbildlich modern Ritterliche im Mannescharakter als gentlemanlike. Wir ahnten nicht, daß das alles eine Dummheit und eine Lüge war.

Unsern Kaiser zog das Blut seiner Mutter zu England hin, und wenn er hinüberging, grüßten ihn die mächtigen Kampfschiffe der Kanalflotte zu Spithead. Er ist half-english sagten wohlgefällig, die ihm drüben nahetraten. Ohne Arg leitete vor kurzer Frist, im Sommer dieses Jahres, unsere Marine die englische kameradschaftlich durch den Nordostseekanal und feierte die Gäste in rückhaltslos vertrauender Fröhlichkeit. Und die sannen auf Verrat. „Das war kein Heldenstück Octavio; nicht deine Klugheit siegte über meine — dein schlechtes Herz hat über

mein gerades den schändlichen Triumph davongetragen ... Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen." Das spricht Wallenstein, als der, dem er der Treueste war, hinging und ihn verriet. Und dann weiter: „Die Sterne lügen nicht, das aber ist geschehen gegen Sternenlauf und Schicksal. Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel."

Als auf uns allen das Bewußtsein lag, daß Rußland und Frankreich unsern Frieden überfallen hatten und daß es nun galt, uns unserer Haut zu wehren nach vorn und nach hinten, gab uns doch der Gedanke eine tröstliche Zuversicht, daß England uns nicht in die Seite fallen, sondern abseits stehen würde. Am 5. August – wir vergessen den Tag unser lebelang nicht – drängten sich Männer und Frauen und Kinder um die Depesche, die Englands Kriegserklärung brachte. Die Mienen wurden bleich – wir vergessen den Anblick unser lebelang nicht – es war, als sähe das entsetzte Auge einen Brudermörder. Aber dann strafften sich die Gesichter in namenloser Erbitterung. Ein Arbeitsmann, ein stiller, friedlicher, stieß den Fluch hervor: „Diese Halunken!" Und von allen Lippen kam das Wort, mit dem wir das Niederträchtigste auf der ganzen Erde bezeichnen: „Das ist gemein!" Im natürlichen Empfinden unseres Volkes war etwas Heiliges roh zertreten. Und dann ein tiefer Atemzug und ein anderes Gefühl: „Nun ist's gut .... es ist reine Bahn .... alle Masken sind ringsum gefallen .... jetzt gilt es den Kampf mit der ganzen Welt .... und unsere Abrechnung wird ein Weltgericht!"

Wir wußten, daß deutsche Truppen Luxemburg besetzt und belgisches Gebiet betreten hatten. Der Reichskanzler hatte es im Reichstag am 4. August offen verkündet in Kürze und Klarheit:

> „Es widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange sie der Gegner

respektiere. Aber wir wußten, daß Frankreich zum Einfall bereit stand. Frankreich konnte warten, wir nicht. Ein französischer Einfall in unsere Flanke, in unsere Reihen hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest Luxemburgs und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gut machen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut... Wir haben auch der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß wir die territoriale Integrität und die Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden; diese Erklärung wiederhole ich hiermit öffentlich vor der ganzen Welt!"

Der Weg durch Belgien war in der Tat für uns der einzige Weg zum Siege; ihn zu beschreiten, war der Zwang der unbedingten militärischen Notwendigkeit. Das wußten die deutschen Strategen ebensogut wie die französischen und belgischen und englischen. Unser Land berührt das französische nur auf einer Grenzstrecke von 200 Kilometern, und diese ist durch Forts und Festungen so verbarrikadiert, daß ein deutscher Einfall, der sich hierauf beschränken müßte, durchaus undurchführbar ist. Die Entwicklung des modernen Riesenheeres verlangt schon an und für sich eine weit größere Frontbreite. Jeder Tag des erzwungenen Stillstandes an der Grenze Elsaß-Lothringens hätte zudem unseren Feinden im Rücken, den Russen, die Zeit gegeben, ihre Mobilmachung zu vollenden und mit ungeheuren Massen Ostpreußen zu überschwemmen.

Die Verletzung der belgischen Neutralität gab den Engländern den Vorwand zur Kriegserklärung. Sie wurde ihnen auch zum Anlaß, eine internationale Entrüstung gegen die deutschen Völkerrechtsfriedensbrecher in Szene zu setzen und sich selbst zu brüsten, als seien sie zu Rächern der verletzten Gerechtigkeit bestellt. Am Tage

der Reichtagssitzung fuhr der englische Gesandte deutscher Abstammung, Edward Goschen, beim Staatssekretär von Jagow vor. Er verlangte, daß Deutschland den Einmarsch in Belgien sofort einstellte, und gab für die Antwort eine Frist bis Mitternacht Die deutsche Regierung aber bedurfte bei der logischen Notwendigkeit ihres Handelns keines Augenblicks zur Überlegung. Sie lehnte das Verlangen ab. Um 7 Uhr abends erklärte England den Krieg.

Der Doppelsinn des Lebens biegt die Akte der Politik, wohin er will, zur Anklage oder zur Verteidigung. So ist es auch hier nicht das Wichtige, die staatsrechtlichen Begriffe im diplomatischen Dialog zu messen und zu wägen; das Endurteil liegt doch in dem unbefangenen Menschenverstande, noch besser in unserem Gewissen

Englands Ehrenpflicht für Belgiens Neutralität – eine Lüge. Jeder von uns empfand das, auch ohne daß die Beweise zur Hand waren. Jetzt sind sie da. Der gemeinsame englisch-französische Krieg gegen das Deutsche Reich war Paragraph für Paragraph urkundlich geregelt, seit die Entente cordiale die beiden Nationen zu Bundesbrüdern gemacht hatte. Die Bestimmung des englischen Hilfsheeres zum linken Flügel der französischen Angriffsarmee, der Name des Führers, die Anzahl seiner Truppen, die Angabe der Operationslinien und der militärischen Stützpunkte – das alles stand längst schwarz auf weiß. General French hatte beim festlichen Kameradschaftsmahl den Trinkspruch gebracht, daß er stolz sein werde, an der Seite der Franzosen zu fechten.

Und in den gemeinsamen Kriegsplan war Belgien mit der sorgsamsten Berechnung hineingezogen. Als es über die Verletzung seiner Neutralität durch die deutschen Truppen aufschrie, war es schon nicht mehr neutral; es war der Verbündete Frankreichs und Englands. Es war der Mitverschworene, und jedes Mitleidsempfinden

mit ihm war Verschwendung. Napoleon III. hatte einst der deutschen Regierung den Plan einer Aufteilung Belgiens vorlegen lassen; Bismarck aber wies das Ansinnen solches Landfriedensbruches zurück und legte es dem Urteil der ganzen Welt vor, indem er es 1870 veröffentlichte. Als die französische Regierung die Absicht leugnete, überführte er sie der Lüge; er ließ die Akten photographisch vervielfältigen. Wir haben Belgien vor einer Vergewaltigung durch die Franzosen gerettet; es richtete trotzdem seine Politik auf ein enges Zusammengehen mit Frankreich und England. Es baute seine Festungen für den Krieg mit modernem Rüstzeug aus; es wollte nur den Einmarsch der Franzosen erwarten, um den geheimen Bund gegen Deutschland in offener Waffengemeinschaft zu bewähren. Die belgische Regierung vergaß es später, auf ihrer Flucht aus Brüssel das geheime Archiv mitzunehmen. Da fand sich eine Mappe „Intervention anglaise en Belgique". Die Aktenstücke verbergen nichts. Schon im Jahre 1906 hat der Chef des belgischen Generalstabes in sorgfältiger Beratung mit dem englischen Militärattaché Oberstleutnant Barnardiston einen genauen Plan für gemeinsame Operationen eines englischen Expeditionskorps von 100000 Mann zusammen mit der belgischen Armee ausgearbeitet. Der englische Generalstab hat den Plan gebilligt. Alle Bestimmungen über die Stärke und Gliederung der Truppenteile und ihre Zusammensetzung, die Ausschiffungspunkte, die Zeitberechnungen sind festgestellt; der Transport auf den belgischen Eisenbahnen, die Unterbringung und Ernährung, die Einzelheiten des Zusammenwirkens, alles ist erwogen; Dolmetscher und belgische Gendarmen stehen zur Verfügung, die nötigen Karten werden geliefert; selbst an die Versorgung der englischen Verwundeten ist gedacht. Auch der Plan des französischen Aufmarsches liegt vor. Die belgischen, französischen und englischen Heere werden ausdrücklich als verbündete Armeen bezeichnet. Als Ausschiffungspunkte der Engländer sollen Dünkirchen, Calais, Boulogne in Aussicht ge-

nommen werden; dann im weiteren Verlaufe soll Antwerpen als Basis eines englischen Truppennachschubes und eines Angriffs auf den Niederrhein und Westfalen dienen. Man schreckt also auch vor einer Verletzung der holländischen Neutralität nicht zurück.

Bei den Akten liegt ein wertvoller Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, des Barons Greindl, an den belgischen Minister des Auswärtigen vom Jahre 1911. Er warnt vorurteilsfrei die Regierung vor der einseitigen Parteinahme zugunsten der Ententemächte und vor den Folgen der „ebenso perfiden wie naiven" Eröffnungen Barnardistons. Belgien hat auf den Warner nicht gehört; es hat sich selbst eine schwere Verletzung seiner Neutralitätspflichten zuschulden kommen lassen: es hat von vornherein einseitig für die Gegner Deutschlands Partei genommen. Wenn es überhaupt einer diplomatischen Begründung für den deutschen Einmarsch bedurft hätte, so ist sie erbracht.

All das unsagbar Schwere, das über das unglückliche Land gekommen ist, hat Belgien verschuldet Und der König Albert trägt persönlich die Verantwortung. Er hat den Abschluß einer Militärkonvention mit der Entente im Frühjahr 1914 durchgesetzt, hat die Depesche an den König Georg V. geschickt, die diesen bat, die Neutralität Belgiens zu schützen, jene Depesche, die er vorher mit Lord Curzon vereinbart hatte. Als er kurz vor dem Falle Antwerpens sein Schloß verließ, blieb auf seinem Schreibtisch ein Blatt der Kölnischen Zeitung aufgeschlagen liegen; seine Augen hatten noch auf dem Aufsatz geweilt, der überschrieben war: „Die Wahrheit über Löwen." Will der König einen Teil seiner Schuld auf andere Schultern laden, dann wird er den bösen Einflüsterer ansehen, England. Das hat ihn unbarmherzig ins Verderben hineingestoßen und sein Land, wie der Verlauf des Krieges dann weiter bewies, hingeschlachtet.

War unser deutscher Haß überhaupt noch einer Steigerung fähig, so gewann er dies Plus, als ein vergifteter Pfeil uns in den Rücken flog: auf Englands Verlangen hat Japan uns den Krieg erklärt. Auch hier mußten wir zunächst etwas aus unserm Herzen hinausfegen, denn wir hatten auch an der Geschichte dieser lerneifrigen Ostasiaten einst uns entzückt, an seiner alten Holzschnittkunst und Bronzebildnerei, und bewundernd hatten wir weitererzählt, was uns von der rührenden und erhabenen Sittenlehre des tapferen Volkes berichtet war. Nun war auch das alles Lüge und Betrug gewesen. Das Ultimatum, das der Gesandte Japans dem Deutschen Reiche am 19. August überreichte, und in dem er auf Grund eines englisch-japanischen Vertrages die bedingungslose Übergabe des gesamten Gebietes von Kiautschou verlangte, war das Schamloseste, das die Weltgeschichte je gesehen hat; dieser unverhüllte Zynismus erinnerte an den Schakal und an den Aasgeier. Nicht eine deutsche, sondern eine fremde, eine schwedische Zeitung hat diese Ausdrücke gefunden. An demselben Tage starb der Papst; die Kunde lief ganz still durch die Welt, als hätte die Christenheit ein böses Gewissen: die Engländer, die Bundesbrüder der serbischen Königsmörder, nahmen die Mongolen in ihren Dienst zum Christenmord.

Stolz klingt die Monroedoktrin der Vereinigten Staaten „Amerika den Amerikanern"; Englands Ehrlosigkeit aber bot die gelbe Rasse des Ostens zu Schiedsrichtern des Westens auf. Es warf ein köstliches Kleinod überlegener europäischer Kulturarbeit den Asiaten hin; und das war Verrat an der Seele Europas. Es war eine schamlose Offenbarung niedrigster Gesinnung, unerhört in der Geschichte aller Völker, nur in der Geschichte der Engländer nicht neu Sie hatten das heimtückische Mittel schon 1776 im Unabhängigkeitskampfe Nordamerikas angewandt. Der Kongreß der Vereinigten Kolonien erklärte damals gegen sein Mutterland: „Wir haben das

englische Volk so alles Gefühls der Tugend und Ehre beraubt gesehen, daß es unsere dringendsten und rührendsten Aufforderungen an seine Gerechtigkeitsliebe mit Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit anhörte; jede barbarische Nation, die es hat gewinnen können, hat es als Werkzeug zu unserer Unterdrückung herbeigeholt."

Und so fühlte am Tage der Kriegserklärung Englands eine deutsche Mutter, die zwei Söhne im Felde hat, Ida Boy-Ed:

„Oftmals in meinem Leben, das an wundervollen Leiden, Prüfungen und Enttäuschungen eine wahre Schmiede gewesen ist, dachte ich, Haßfunken flögen unter den harten und ungerechten Schlägen aus meiner Seele auf und möchten den Menschen und Dingen, die mir entgegenstanden, das Dach über dem Kopf zerbrennen. Aber das war ja alles nur das schwache Auffunkeln eines Wesens, das von ethischen Erkenntnissen und Vorsätzen überlastet gewesen ist.

Ich weiß erst seit dem 4. August, was Haß ist; aber auch dieser Haß erreichte seinen Hochgrad erst in dem Augenblick, als ich von dem japanischen Ultimatum las! Ich glaube, mein Bewußtsein setzte einige Augenblicke aus: ich hatte das Gefühl, als schlüge mir jemand ins Gesicht, und ich müsse dazu stillhalten. Und ich fühlte, daß uns England beschimpft hatte, wie noch nie ein Volk es einem anderen gegenüber gewagt hat — und ich hatte einen jähen, entsetzlichen Haß in mir. Er ist so stark geblieben wie in jenem Moment seiner Geburt, denn England fährt fort, uns jeden Tag mit den unerhörtesten Brutalitäten zu beschimpfen — seine Elitegeister leisten mit dem Wort, seine Söldner, die aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft stammen, mit der Tat das Roheste an Mißhandlungen.

... Viele, viele Frauen habe ich gesprochen: zahme, die ich bisher für beschränkt hielt, und sie waren klar und stark im Haß; zarte, die nur mit sich beschäftigt waren, und der Haß

ließ sie nun sich selbst vergessen; kinderlose, die längst ergeben waren, und die nun klagten: Hätte ich doch einen Sohn, uns an England zu rächen; Mütter, die kein Glück in der Welt haben als das durch ihre Söhne: sie gaben sie freudig, und sie konnten nicht mehr deutlich sagen: Für das Vaterland oder aus Haß gegen England!"

Auch hinter der dichterischen Begeisterung saß der Haß. Ernst Lissauer schrieb seinen Haßgesang gegen England:

„Was schiert uns Russe und Franzos,
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß;
Wir lieben sie nicht, wir hassen sie nicht,
Wir schützen Weichsel und Wasgaupaß –
Wir haben nur einen einzigen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:
Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt,
Er sitzt geduckt hinter der grauen Flut,
Voll Gier, voll Neid, voll Schläue, voll List,
Durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.
Wir wollen treten in ein Gericht,
Einen Schwur zu schwören, Gesicht in Gesicht,
Einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
Einen Schwur für Kind und Kindeskind.
Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserm Haß,
Wir haben alle nur einen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England!

.... Dich werden wir hassen mit langem Haß,
Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Drosselnder Haß von siebzig Millionen.
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,
Sie haben alle nur einen Feind:
England!"

Als in Hamburg gerade zur Börsenzeit unser Sieg bei St. Quentin über die Engländer bekannt wurde, brach in der nüchternen Geschäftshalle ein Taumel los, der hier fast jakobinisch wirkte. Die trockenen, korrekten Kaufleute fielen einander in die Arme, auch wenn sie sich kaum kannten, und warfen wie unbändige Jünglinge die glatt gebügelten, sorglich gehüteten Zylinderhüte in die Luft – in Hamburg, das man wohl die Vorstadt Londons nannte.

Das „perfide Albion" – ein historisch errungener Unehrentitel ist das für England. Die Franzosen haben ihn gegeben, denn die jetzt seit einem Jahrzehnt Freunde sind, waren vorher sieben Jahrhunderte lang Feinde. Es war die Todfeindschaft, wie sie einst gesetzt war zwischen den Samen des Weibes und der Schlange. Die Natternhinterlist haben die Franzosen zuerst als Grundzug des britischen Volkscharakters erkannt. Das „perfide Albion" – gesprochen und gesungen klang das Wort auf allen Gassen in Paris, seit die Engländer im Jahre 1793 mit ihrem Gelde die große Koalition gegen die junge Republik zustande gebracht hatten. In der Poesie kehrt der Ausdruck des Hasses immer wieder. „Attaquons dans ses eaux la perfide Albion!" heißt es in einem Gedichte des Marquis de Ximenès in jener Zeit, und 1809 rief Henri Simon: „Frémis, tremble, Albion perfide!" Mit ihrer ganz klaren Klugheit hatte schon

ein halbes Jahrhundert vorher die Marquise de Pompadour der englischen Perfidie auf den Grund gesehen. Man muß die Briefe lesen, die sie ihrem Gesandten nach London schickte. Es heißt da im Jahre 1753: „Ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie im Lande des Roastbeefs und der Unverschämtheit leben müssen, und bezweifle nicht, daß Sie noch weit mehr den schlechten Spitzfindigkeiten und dem faulen Geschwätz dieser Inselbewohner ausgesetzt sind. Diese wollen, so scheint es, den Krieg und sind nur um einen anständigen Vorwand verlegen. Das einzige und größte Verbrechen, dessen sich Frankreich in den englischen Augen schuldig gemacht hat, ist eben das, daß es seine Kriegsmarine ausgebaut hat." Als dann zwei Jahre darauf – noch mitten im Frieden – die Engländer den Franzosen 300 Handelsschiffe und 2 Kriegsschiffe fortnahmen, schrieb sie: „Wie die algerischen Piraten haben sich die Briten benommen; alle Vorstellungen in London sind überflüssig, denn Diebe stehlen ja nicht, um das Gestohlene wieder herauszugeben. Die Londoner Kaufleute haben durch ihr Geld und ihren Einfluß den König einfach zum Friedensbruch gezwungen!" Im Jahre 1762, zur Zeit, da Kanada den Franzosen von den Engländern genommen war, rief sie: „Ich glaube, es gibt kein Volk, das die Kunst, sich verhaßt zu machen, so gut versteht wie das britische."

Der Konsul Bonaparte kam; er fuhr mit Kanonen in die englische Weltmachtsstellung hinein. Das Ministerium in London aber hetzte die royalistischen Meuchelmörder auf, ihn in Malmaison zu überfallen und auf ein britisches Schiff zu schleppen. Das mißlang, und bald stand der Kaiser Napoleon am Kanal. Die Worte, die er damals, 1805, in Boulogne zu seinen Soldaten sprach: „Ihr werdet sechs Jahrhunderte der Schmach rächen", verstand jeder Franzose, und jeder empfand den Gedanken der Vergeltung wie süße Wonne. Der Gestürzte hat nie den Groll überwunden. „Den Engländern ist

der Edelmut gänzlich fremd", sagte er zu seinem Freunde, dem General Gourgaud, „sono mercanti, sie sind ein Krämervolk." Sein letzter Seufzer auf St. Helena war: „Ich habe die tapfersten Völker besiegt und bin nun der Gefangene des allerfeigsten; o Götter, wie seid ihr grausam!" Und wenn die Franzosen dies St. Helena vergessen wollten, sie könnten es doch nie. Es ist noch nicht lange her, daß die Entrüstung über Englands Anmaßung und Doppelzüngigkeit den vererbten nationalen Haß im ganzen französischen Volke alarmierte. Das war nach der Faschodaaffäre und nach dem Burenkriege im Jahre 1899. Auf allen Plätzen konnte man damals in Paris die illustrierten Satiren kaufen, die die Feindschaft gegen Britannien predigten. Und wieder war das Kampfwort „Das perfide Albion". Die eine Flugschrift hieß „John Bull auf dem Armensünderstühlchen" und enthielt 140 Karikaturen aus den letzten hundert Jahren, lauter scharfe Bisse und Hiebe gegen „die da drüben auf der anderen Seite des Wassers." Ein lauter Protest gegen englische Willkür und englische Niederträchtigkeit und ein Schrei nach dem Waterloo der Vergeltung. Ein anderes Heft gab die Zeitschrift „Le Rire" heraus unter dem Namen „V'là les English". Auf dem Titelbild zeigt es die Jungfrau von Orleans als geschändetes Opfer der Engländer am Marterpfahl; dann fallen Bilder und Worte über die Heuchelmoral der Briten her. Auf der letzten Seite sitzt Klio, und in die Chronik Englands, die vor ihr liegt, schreibt der tapfere französische General Cambronne mit seiner Degenspitze das Wort „Schmutz". Ein anderes Bild zeigt Britannia in der Umarmung des Todes und dazu die Unterschrift: „Der Tag, an dem das perfide Albion verreckt, wird ein Freudentag der ganzen Welt sein."

Das war vor fünfzehn Jahren

Englischer Neid, englische Gewissenlosigkeit, englische Heuchelei sind aber durch eine internationale Vereinbarung der Geister eine

allgemeingültige Münze im Sprachgebrauch geworden. Sie galt schon früher in der Türkei. Im Jahre 1791 boten die Engländer ihre Vermittlung zu einem Frieden zwischen den Türken und Russen. Der türkische Großwesier wies sie mit gepfefferten Worten zurück. Er schrieb dem englischen Gesandten in Konstantinopel:

> „Ich kann meinen Sklaven und Dienern trauen; euch Engländern nicht, ihr verkauft das ganze Menschengeschlecht. Geld ist eure Gottheit, und daher ist der Handel alles bei euren Ministern und eurer ganzen Nation. Es ist immer eure Sache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln, um hernach vermöge eurer Treulosigkeit Nutzen davon zu ziehen. Ich will von euch nichts mehr hören und befehle euch, auf diese Schrift nicht zu antworten!"

Auch die portugiesische Literatur kennt den Haß gegen England. Duarte d'Almeida schrieb:

> „Koloß, du kommst zu Fall. Heut', morgen, irgendwann;
> Nicht lange mehr, so liegst du hingestürzt ins Leere.
> Die Lande seufzen dumpf ob deiner Wucht, Tyrann!
> Pirat! Um deinen Raub verfluchen dich die Meere."

Der Schwede Esaias Tegner rief 1806 gegen England:

> „Ringsum den Erdball steckst du in Brand, um zu plündern im Wirrwarr,
> Ähnlich dem gierigen Hai streichst du dahin durch die See."

In Deutschland vollends liegt ein alter Groll aufgespeichert. Als der Große Kurfürst zum ersten Male in der brandenburgischen Geschichte eine Flotte baute, drohte ihm England; aber er antwortete kühl und kühn: „Ich werde mir erlauben, meine Flotte beizubehalten und sogar noch zu vergrößern. Wenn ihr meine Feinde unterstützt,

so brecht ihr die Neutralität und zwingt mich, hiergegen Vorkehrungen zu treffen." Friedrich der Große hat während seiner ganzen Regierung unter den Lügen und dem Doppelspiel der Engländer leiden müssen. „Les Anglais sont des misérables", sagte er, „ihre ganze Politik besteht darin, mit der Börse in der Hand an alle Türen anzuklopfen." In seinen geschichtlichen Schriften nennt er die englischen Minister treulos und schurkisch; „mit solchen harten Ausdrücken", fährt er fort, „muß man es bezeichnen, wenn sie einem Verbündeten die Treue brechen, Komplotte gegen ihn schmieden, wie sie kaum seine Feinde ersinnen können, wenn sie rastlos auf seinen Untergang hinarbeiten, ihn verraten und verkaufen, ihn sozusagen meucheln." Selbst in seinen Versen wandte sich der König gegen den Briten,

„Der schlau mit Gold sich feile Söldner wirbt
Und lächelnd dieses blut'ge Urteil spricht:
Ihr Menschen, schlachtet euch, so ist mir's recht"

„Britannia", klingt es in Heinrich Heines Rhetorik, „dir gehört das Meer, aber das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der große Tote auf St. Helena dir vermacht hat; du warst sein Häscher, und er war dein Gast und hatte sich gesetzt an deinen Herd." Und nun steht ein Zeuge nach dem andern auf und will zu Worte kommen. Kant: „England ist der gewaltsamste, herrschsüchtigste, kriegserregendste Staat." Goethe: „Nirgends gibt es so viele Heuchler und Scheinheilige wie in England". Arndt: „Ein Volk, das das Schönste und Größte verachtet, wenn es von einem fremden Volke kommt, – das nur in Altengland das Paradies und sonst allenthalben nur Barbarei findet, ein Volk, das selbst nichts Geniales mehr erfinden und schaffen kann .... wenn ein solches Volk nicht knechtisch und gemein wird, so trügen alle historische Zeichen." Theodor Fontane: „Es ist das gelbe Fieber des

Goldes, das nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum gelegt hat. Das Lager von Boulogne zehn Meilen weiter nördlich verpflanzt – und der Goliath England liegt am Boden." Richard Wagner: „Etwas Widerwärtigeres als den eigentlichen echten englischen Schlag kann ich mir nicht vorstellen. Durchgängig haben sie den Typus des Schafes, und ebenso sicher wie der Instinkt des Schafes zum Auffinden seines Futters auf der Wiese, ist der praktische Verstand des Engländers. Sein Futter findet er gewiß sicher, nur die ganze schöne Wiese und der blaue Himmel darüber sind leider für seine Auffassungsorgane nicht da. Wie unglücklich muß sich unter ihnen jeder vorkommen, der dagegen nur die Wiese und den Himmel, leider so schlecht aber die Schafgarbe gewahrt." Heinrich von Treitschke: „Niemals gebrach es Englands Staatsmännern an menschenfreundlichen Schlagwörtern, und doch rechnete ihre Staatskunst grundsätzlich auf das Unglück anderer Völker" ... „Die namenlose Blutsaugerei dieser Kaufmannsherrschaft kann nicht einmal, wie etwa die Taten Philipps II. oder Robespierres, mit dem Fanatismus einer politischen Überzeugung entschuldigt werden."

In stiller Stunde der Selbstbetrachtung löst bisweilen der Engländer selbst die Verkleisterungen seiner Schwäche. Im Jahre 1795 rüsteten die Engländer mit ihrem Gelde eine Kriegsfahrt der französischen Emigranten nach der Halbinsel Quibéron. Aber dann ließen sie im Kampfe ihre Freunde im Stich, und das mit starken Phrasen in die Welt gesetzte Unternehmen scheiterte kläglich. Im Parlament erhob sich die Opposition und warf der Regierung die ganze Schuld zu. Pitt fand den dürftigen Trost der Egoisten: „Es ist wenigstens kein englisches Blut dabei geflossen." Aber er mußte Sheridans Hieb hinnehmen: „Nun dann ist Englands Ehre dafür aus allen Poren geflossen." Lord Byron prägte das Wort: „England macht es so, daß es die Welt zur Hälfte schädigt, zur Hälfte prellt." John Ruskin

schrieb 1866: „Ich sage euch kühn und frei, daß wir Engländer in den letzten zehn Jahren unsere Sporen als eine ritterliche Nation verloren haben. Wo wir nicht hätten kämpfen sollen, haben wir gekämpft um Gewinnes willen; wo wir nicht unbeteiligt hätten bleiben sollen, haben wir müßig zugesehen aus Furcht." Und Oskar Wilde fragt: „Was sagt Europa von England?" und antwortet: „Daß Tartuffe, der Molièresche Scheinheilige, nach England ausgewandert sei und dort einen Laden aufgemacht habe."

Einer der vortrefflichsten englischen Schriftsteller, John Galsworthy, nennt einen seiner Romane „Die Inselpharisäer". Unerbittlich scharf zeichnet er den Typus seiner Landsleute, die sich das eigene Denken abgewöhnt haben und mit den Formeln auskommen, die ihnen die Schule, Universität und Kirche mitgeben. Er zeigt uns die Stockengländer, diese engherzigen, selbstgerechten, pharisäischen Philister, die nur auf Gelderwerb das Sinnen richten, und denen jede Brutalität recht ist, wenn sie zum Ziele führt und nicht in der Öffentlichkeit bekannt wird.

Wir Deutsche hatten gutmütig eine Zeitlang das Wort von dem perfiden Albion vergessen; so kam es wohl, daß der Minister Grey uns mit seiner historischen englischen Unehrlichkeitspolitik hinterging. Aber zum Troste gereicht es uns, daß er auch sein eigenes Volk betrog, dieser Gentleman der Perfidie. Der frühere Minister John Burns hielt am 14. August in London eine Oppositionsrede: „Englands Größe offenbart sich im Frieden, Englands Schwäche enthüllt sich im Kriege . . . Ein so kräftiges, seines Wertes sich bewußtes Volk, wie es die Deutschen sind, läßt sich nicht in die Fesseln schlagen, die wir ihm schmieden wollen." Und der Führer der Arbeiterpartei, Ramsay Macdonald, schrieb zu derselben Zeit in der Wochenschrift Labour Leader: „Grey hat alle deutschen Versuche, sich mit England

vor dem Ausbruch des Krieges zu verständigen, kurzerhand zurückgewiesen, er bedeutet in den letzten acht Jahren eine Bedrohung des europäischen Friedens – und seine Politik ist ein Unglück für England."

Neben der englischen Perfidie stelzt der nationale Dünkel, und er redet oft genug mit französischer Phrasenhaftigkeit. Weil in dem an sich gleichgültigen Reitergefecht bei Balaklawa auf der Krim auch zwei englische Reiterregimenter beteiligt waren, hatte, wie die Engländer posaunten, die ganze Welt voll Bewunderung auf den Ausgang der Schlacht geblickt. So blähte sich auch in dem greuelvollen Burenkriege Lord Roberts auf: „Das englische Heer hat die merkwürdige Eigenschaft, seine Gegner zu bekämpfen, ohne sie zu Feinden zu machen; man kann geradezu behaupten, die englischen Soldaten kämpfen auf so noble Weise, daß die von ihnen überwundenen Feinde ihre Freunde werden." Und ganz in derselben breiten Gloire-Pose stellte sich im Verlaufe unseres Krieges am 11. September Winston Churchill in London vor das Volk hin: „Sir John Frenchs kleine Armee hat in weniger als vierzehn Tagen den alten Ruhm unserer Waffen auf dem Kontinent neu belebt .... Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Armee mit der angeborenen englischen Energie jede andere in der Welt weit übertreffen muß. Unsere Soldaten werden dann die Überlegenheit freier, denkender Bürger über geduldige Schafe, die dem wahnsinnigen Ehrgeiz ihrer despotischen Herrscher dienen, klarmachen. Wir wollen, daß die zivilisierten Nationen nicht nur unsere Siege bewundern, sondern daß sie auch sagen, wir kämpften wie Gentlemen!"

Daß aber Dummheit und Stolz auf einem Holz wachsen, ist alte Weisheit. Der Graf Kaunitz sprach es schon einmal aus: „Zu dem Unglaublichsten von der Welt gehört die Unsumme von Dingen, die ein Engländer nicht weiß." Und Theodor Fontane erzählt mit

Humor, wie ihn einst ein englischer Advokat fragte, ob denn die Preußen nicht begierig wären, die Scharte von Jena auszuwetzen, und wie er sehr überrascht gewesen sei, zu hören, daß sie längst eine ganze Reihe siegreicher Kriege inzwischen geführt hätten. Ein Schwede, der ein Buch über England als Weltmacht und Kulturstaat schrieb, Steffens, nennt die englische Torheit „eine abergläubische Furcht vor der Mitarbeit des Geistes an menschlichen Angelegenheiten." Am mitleidlosesten urteilt über die Unwissenheit des englischen Volkes, wer es am intimsten kennt. „Hand in Hand mit dem Sportidiotismus," sagt Houston Stewart Chamberlain, „geht in England eine völlige Mißachtung, ja, eine verachtende Geringschätzung aller geistigen Güter. Ich meine nicht nur die Ignoranz, das Fehlen der elementarsten Bildung, sondern die grundsätzliche Ablehnung jeder intellektuellen Betätigung. Alle höher gebildeten Menschen sind hier verdächtig; man achtet den Gebildeten erst von dem Augenblick an, da seine geistige Tätigkeit tüchtig Geld einbringt; sonst gilt er als Narr." Von Grey aber, dem Minister, sagt das Gerücht, daß er niemals seinen englischen Boden verlassen hat und daß er nie ein Buch liest, wenn es nicht von seinem Lieblingssport, dem Angeln, handelt. In einem viel gelesenen Werke, „Deutschland und die Deutschen", vergleicht der Verfasser, ein amerikanischer Engländer, einmal Frankreich und Deutschland und meint: die Franzosen übertreffen die Deutschen in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Motorkonstruktion, in der Feldartillerie, in der Luftschiffahrt und – Wunder über Wunder – sie haben jüngst selbst Schottland im Fußball geschlagen.

Es hat Zeiten gegeben – da England uns schätzte. Im Jahre 1870 schrieb die Times: „Ich glaube, daß Bismarck sich vom Elsaß und von Lothringen soviel nehmen wird, als ihm beliebt, und daß dies um so besser für ihn, um so besser für uns, um so besser für die

ganze Welt, außer Frankreich, und mit der Zeit auch für dies selbst sein wird. Vermittels ruhiger, grandioser Maßregeln verfolgt Herr v. Bismarck mit seinen eminenten Fähigkeiten einen einzigen Zweck: die Wohlfahrt Deutschlands, die Wohlfahrt der ganzen Welt. Möge das großherzige, friedliebende, aufgeklärte und ernsthafte deutsche Volk sich denn zur Einheit gestalten, möge Germanien die Königin des Festlandes werden statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreichs. Das ist das größte Ereignis der gegenwärtigen Zeitläufte, dessen Eintritt die Welt erhoffen muß."

Dieselbe Times begrüßte später unser Kaiserpaar bei seinem Besuche in England mit warmen Worten; sie schloß: „Die Engländer sollten das heutige Deutschland in seinen mannigfachen Äußerungen verblüffender Energie aufs eingehendste studieren, vor allem aber ebenso gut Deutsch sprechen und schreiben lernen, wie die Deutschen zu unserer Beschämung Englisch schreiben und sprechen. Sie würden dann noch größeren Respekt vor dem Patriotismus eines Volkes haben, das ohne Murren eine schwere Steuerlast und die noch schwerere Bürde der allgemeinen Wehrpflicht trägt, eines Volkes, das an seiner Erziehung arbeitet wie kein zweites auf der Welt, und das seine Hilfsquellen mit ernster Wissenschaftlichkeit im großen wie im kleinen täglich bereichert. Diese Wesensmerkmale des modernen Deutschlands sind in Kaiser Wilhelm aufs überraschendste personifiziert. Es wäre für uns selbst und den Weltfrieden nützlich, wenn wir sie nicht bloß bewundern, sondern von ihnen lernen könnten."

Die Worte berühren auch respektvoll den Grund, von dem Deutschland zur Höhe aufstieg und auf dem die Hoffnung seiner Zukunft aufgebaut war – sein Wehrsystem. Die Engländer nennen es heute Militarismus, und sie sprechen das Wort mit Grauen aus, als nahe sich auch ihrem Lande eine Ungestalt. Sie setzen ihm ihr

Söldnertum entgegen und fühlen doch, daß dies ein rettungsloser Rest längst überholter Kultur ist. Sie fürchten, sich der allgemeinen Wehrpflicht zu fügen, für die ihnen die Charakterbildung fehlt, und wollen gegen den Zwang ihre Freiheit – denn sie halten sich selbst auf der Welt allein für frei – verteidigen. Den Kampf gegen den deutschen Militarismus haben sie zum Kriegsruf gemacht. „Wir kämpfen", schreibt der englische Literat Wells, „um einem gewaltigen und unerträglichen Druck auf die Zivilisation ein Ende zu machen, um die Welt von dem Aberglauben zu erlösen, daß ein Volksheer besser sei als ein Söldnerheer." Der Dichter Bernhard Shaw aber ruft mit einer unglaublich offenherzigen Roheit: „Wir müssen so lange auf die preußischen Schädel losschlagen, bis wir ihnen den Militarismus ausgetrieben haben; haben wir aber Deutschland mit Rußlands Hilfe zu Boden geschlagen, so müssen wir die Partei wechseln und mit der Hilfe, die ein besiegtes Deutschland uns noch leisten kann, dieselbe Operation an Rußland vollziehen."

Deutschland kämpft bis zum letzten Mann, England bis zum letzten Penny. Das ist der Unterschied zwischen deutschem und englischem Volksempfinden. Ein großer Krieg soll große Bahnen gehen, und auch die Leidenschaften sollen einen großen Zug bewahren. Wir setzen unser Pflichtgefühl und unseren sittlichen Willen ein, die Engländer kaufmännische Ideen. Sie wissen nichts vom Heroismus eines Volkskrieges. Indes sie uns, die wir allein mit unserem Blut für unser Recht einstehen, Hunnen und Barbaren schelten, holen sie, selbst nicht manneskräftig genug, die anderen Nationen Europas und ein zusammengeschachertes Rassengewimmel von Klopffechtern aus Asien, Afrika, Australien und Amerika heran. Als vor einem Jahre bei der Revue in Longchamps die Pariser im Freudentaumel die algerischen Turkos und die schwarzen Senegalneger küßten, rief Jaurès empört: „Das sollen eure Kulturträger sein! Welche Kultur sollen sie denn

tragen? Ihr müßtet vor Scham erröten, daß solche Horden zur Verbreitung der Kultur und zur Verteidigung des Vaterlandes herbeigerufen werden!" Lord Curzon, der englische Aristokrat, hat nicht das Ehrgefühl des französischen Sozialisten. Er frohlockte: „Ich hoffe es zu erleben, daß die Lanzen bengalischer Reiter auf den Straßen Berlins funkeln und dunkelhäutige Gurkhas es sich in den Potsdamer Parks bequem machen werden."

Die griechische Sage erzählt, daß Pelops den Pferdelenker des Königs Önomaos bestach, daß er die Radpflöcke am Wagen seines Herrn heimlich lockerte und ihm so beim Wettrennen den Todessturz bereitete. Diese Atridentücke ist englisch.

Eine andere Sage sagt: Dareios wollte die Pflicht der Rache, die er an den Griechen für die Zerstörung der Stadt Sardes zu nehmen hatte, nicht vergessen; jeden Morgen mußte ihm daher ein Sklave zurufen „Herr gedenke der Athener!" An diesen Perserkönig wollen wir uns erinnern.

England trägt die Verantwortung für jeden Tropfen Bluts, der in diesem Kriege fließt, für jede Träne, die eine deutsche Mutter weint.

Es war im Krimkriege. Eine Viertelmillion Soldaten lag durch Englands Schuld auf dem Leichenfelde. John Bright, der Gegner des Krieges, riß im Parlament das elende Phrasengeklingel von Vorwänden und Entschuldigungen auseinander und wies dem englischen Kabinett die ganze Verantwortung des vergossenen Blutes zu; mit Worten voll tiefen menschlichen Gefühls schilderte er, wie der Todesengel von Haus zu Haus schwebte. Auch Disraeli war ergriffen und schüttelte Bright die Hand: „Alles, was ich je gehabt habe, möchte

ich hingeben, wenn ich diese Rede hätte halten können!" Und der andere sprach: „Sie hätten sie halten können, wenn Sie ein ehrlicher Mann gewesen wären!"

Aus unserem Haß gegen England ergibt sich das große Problem unseres Krieges: Nie soll in Zukunft kaufmännische Eifersucht und diplomatische Lüge mehr imstande sein, die Nationen aus dem Frieden zu jagen und gegeneinander zu hetzen. Dann ist dieser Weltkrieg auch der letzte, und uns ist ein Friede beschert, der ein selbständiges, freies Europa verbürgt. Und dann entschläft der Haß, und es naht auch jener andere Friede, zu dem Goethe betet:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest, ...
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"



Das grosse Volk





Das große Volk

Einst schrieb der alte Fritz diese Ode an die Preußen:

„Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren!
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, eurer Hiebe, daß die Menschheit künft'ger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern türm' ein bleibend Ehrenmal"

Worte, die einmal die große Not gebar, sterben nicht; alles, was unser Volk jemals erlebte, ist auch ein Stück unseres Lebens. Ein Sturmlauf ohnegleichen war der Siebenjährige Krieg, – aber zugleich auch im Zeitalter der Kabinettskriege der erste Nationalkrieg; und darum gewann ihn Preußen, und darum wurde der Sieg ein bleibend Ehrenmal wider eine Welt von Neidern. Nur der Volkskrieg ruft die freudige Volkskraft auf den Plan; die hohe Flut der Volksstimmung trägt uns in den Krieg hinein; die geheimnisvolle Macht der Unüberwindlichkeit liegt auf diesem Grunde. Der Glaube des Volkes an sich selbst ist der Wille zum Sieg.

Durch das gemeinschaftliche Durchkämpfen eines Krieges wird erst das Volk zum Volke. „Wer den gegenwärtigen Krieg nicht mitkämpfen wird, wird durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden können." So sprach Fichte vor hundert Jahren, und

heute können wir ein Nietzschewort anreihen: „Damit ein Ereignis Größe habe, muß zweierlei zusammenkommen – der große Sinn derer, die es vollbringen, und der große Sinn derer, die es erleben."

Die Mobilmachung ist mehr als der Ruf des Kaisers zu den Waffen. Sie setzt ein Werk in Bewegung, wie es kunstvoller an Mechanik niemals ein Geist ersonnen hat, einen wundergleichen Apparat aus unzähligen großen und kleinen Rädern und Federn mit tausenderlei sicherer Kraft und Wirkung. Die Mobilmachung ist nicht die Ouvertüre des Krieges, sie ist der erste Akt des Dramas und gibt die feste Grundlage der Entwicklung. In jedes Schloß greift sie und in jede Hütte; sie holt den Mann, der auf der hohen Wetterwarte der Zugspitze sitzt, und den Fischer, der mit seinem kleinen Kahn über die Fischgründe am Strande Rügens zieht. Über Bürger und Bauer, über Herr und Knecht, über das ganze Volk stellt sich das Kommando des Krieges. Die Friedensarbeit, die er schützen will, unterwirft er seinem Ziel. Ihm gehören Land und Wasser und Luft, Haus und Hof, Geld und Gut, die Werkzeuge und die Arbeit und die Ware, Wagen und Pferde, Notdurft und Nahrung, Leib und Leben und Kraft und Geist und alle Sinne. Alle Menschen werden Handelnde, er duldet keinen Zuschauer. Viele fühlen die Härte seines Regiments, jeder unterwirft sich ihm schweigend. Er ist die Probe auf die Zucht der Nation.

Vier große Druckseiten waren angeschlagen, Verordnungen, Erlasse, Verbote, Gebote, unterzeichnet vom Kaiser, vom Kanzler, vom Kommandierenden General des Armeekorps, vom Oberpräsidenten, Landrat, Magistrat, von der Polizeiverwaltung und der Eisenbahndirektion, vom Bezirkskommando und Reichspostamt. Die Ordnung, der Charakterzug des deutschen Wesens im Gegensatz zum Fragmentarischen der Franzosen und zum Bankrott der Russen, jetzt be-

währte sie sich vorn in dem Heere und dahinten auf der ganzen Front des wirtschaftlichen Lebens

Eine Eisenbahnarmee von einer Million Menschen haben wir; jeder stand an seinem Posten. Mit einem Schlage mußte im ganzen Reichsgebiete die rollende Melodie des unendlichen Chors von Zügen den Takt ändern. Die Verschiebung einer Milliarde von Ziffern und Zeichen, ein Exempel, kaum auszudenken für unseren zaghaften Verstand, durfte keinen Fehler ergeben. Und die Beamtenschaft löste ruhig und besonnen die Aufgabe, obwohl die Mobilmachung in den Schluß der Sommerferien fiel und sich nun durch die unabsehbare soldatische Völkerwanderung nach der Grenze hin eine ebenso ungeheure bürgerliche Rückflutung von den Grenzen her drängte, aufgestaut durch den gewaltsamen Abbruch der Erholungsreisen.

In einen ungewohnten Rhythmus mußte auch unser Leben daheim überspringen. Auf dem erstorbenen Ständewesen hatte sich allmählich im Volke eine neue Gruppenbildung angesetzt, eine Scheidung mehr geistiger Art. Der einzelne war der Masse entfremdet; er stand nörgelnd und richtend neben seinem Nachbar, oder er wählte sich die Einsamkeit als Lebensglück; die Menge aber brauste unbekümmert, teilnahmlos an den weltfremden Inseln entlang. Und nun warf ein Wort diese Sonderungen durcheinander, machte uns zu einem einzigen großen, unentwirrbaren Wesen. Ein triebhaftes Gemeinleben wuchs durch den Stamm, ein Gesamtgefühl durch alle Glieder.

Der Egoismus schämte sich; wir empfanden das Heimweh nach dem Schoße des Volkes. Es war eine edle demokratische Bewegung, wie sie die Welt gewaltiger niemals gesehen hat. Die Masse wurde der Held.

Wer mochte zu Hause sitzen, in seiner Werkstatt oder Schreibstube? Ein ganz neuer Pulsschlag trieb uns hinaus. Da drückten sich Hände, die sich sonst nie fanden, öffneten sich Herzen, die sich noch nie verstanden hatten. In dieser neuen Gemeinschaft gewann, wer gab; ein beglückendes Gefühl trug alle über Sorge und Trauer dahin. Ein Jugendwehen kam in die Veralteten, die Knaben wuchsen über das Kindische empor.

Das Deutschtum besann sich auch in kleinen Dingen. Was alle Sprachvereine nicht vermocht hatten, vollbrachte schnell das Ehrgefühl. Die Kaufleute löschten an ihren Firmen die englischen und französischen Anpreisungen aus. Gastwirtschaften und Kaffeehäuser nannten sich mit deutschen Namen. Hatte es wirklich noch bis vor kurzem in unseren deutschen Städten Piccadilly, Queen Bar, Prince-of-Wales-Kaufhaus, Old-Englands-Garderobe gegeben und in unseren Läden Manteaux, Modes, Robes, Nouveautés, Konfiserien? Die deutschen Lederwaren aus Paris bekannten sich zu ihrer Geburtsstätte Offenbach, die englischen Webstoffe zu Krefeld, der Gervaiskäse zu seiner Molkerei in Moabit. Die Erlösung ist Vernunft, solange sie nicht zur Tyrannei wird; und es dachte im stillen wohl ein Zweifler an die Deutschtümler des Dreißigjährigen Krieges, die statt Natur lieber Zeugemutter sagen wollten und statt der Nase Gesichtserker; dachte auch wohl an die teutschen Sprachreiniger vor hundert Jahren und an Goethes Wort:

„Gott Dank, daß uns so wohl geschah:
Der Tyrann sitzt auf Sankt Helena.
Doch ließ sich nur der eine bannen —
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinentalsystem.

Deutschland soll rein sich isolieren,
Einen Pestkordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort."

Verliere dich! Gib dich hin! Das war der Imperativ unserer großen Zeit. Gib alles hin, deinen Sohn, dein Geld und Gut, deine Behaglichkeit, deinen Körper, deine Arbeitskraft, dein ganzes Selbst.

„Sei begeistert! Beziehe, was du tust, worüber du nachdenkst, wovon du bei Tag und Nacht träumst, beziehe deinen ganzen Daseinszustand dauernd und vollkommen auf das, was alle betrifft. Finde dich in jenem Höheren und Vielfachen wieder, dem du entsprossen bist im Vaterlande, und erlebe die Freiheit, indem du dich umschränkst und dich innig und blindlings und rückhaltslos an die höhere Pflicht des Heute, nur dieses Heute anschließest!":

so hätte Fichte zu uns sprechen können.

Wir horchten auch auf unsere österreichischen Kameraden. In Wien zog die Menge durch die Straßen, singend, mutig, heiter wie auf einem Siegesfest. „O du mein Österreich" spielten die Volksgartenkapellen. Der ganze Ring tönte von Chören, und „der angeborene Rhythmus des Wieners gab der sommerlichen Phantasie den Reiz von Jugendmut und Heiterkeit". Alle die kleinlichen Sorgen, – so klingt es aus den Berichten – alle politischen Zänkereien hatten aufgehört. In das Hoch- und Heilrufen der Deutschen mischte sich das Eljen der Ungarn und das Slawa der Böhmen. Das alte, müde Österreich reckte sich und streckte sich in frischer Kraft. Nun mußte eine wonnevolle Zeit des Erstarkens kommen. Entschlossenheit sprach statt Weichheit, Mut statt Zaghaftigkeit, der enge Zusammenschluß aller Rassen und aller Parteien war auch hier der erste mora-

lische Sieg. Und auch hier das Aufbäumen gegen alles, was von den Fremden kam. In Budapest durchzogen die erregten Scharen die Straßen und vernichteten alle französischen und englischen Firmen. Salon de Coiffure — die Tafel lag in Splittern; English tailor — das Schild wurde zertrümmert; Pharmacie française — ein Stein flog ins Fenster und fegte die Aufschrift weg. In der Andrassystraße änderte ein Geschäftsmann das English spoken in American spoken ab. Der Waitzer Boulevard wurde in Kaiser-Wilhelm-Ring umgetauft, die Pariser Gasse in Berliner Gasse.

Der Patriotismus des Reichsdeutschen ist starrer und schweigsamer; sie sind zu eng verstrickt in herbe Pflicht. Doch der Eifer fuhr auch hier in alle; keiner mochte untätig am Heute vorbeileben. Die Männer, die der Krieg nicht wollte, nahmen das Gewehr und standen an den Brücken und Eisenbahnübergängen sorgsam wichtig auf der Wacht. Und prächtig waren die Jungens vor allem. Aus den kriegerischen Übungen, zu denen sie so oft im Spiel ausgezogen waren, machten sie zum ersten Male Ernst. Sie stellten sich zu jeder Arbeit, die anderen von den Schultern glitt. Pfadfinder streiften voll Eifer auf ihrem Rad durch die Straßen; sie wurden die Adjutanten der städtischen Behörden, Depeschenträger der Post, der Garnisonverwaltungen. Wandervögel zogen in Scharen aufs Land; sie wollten es dem Bauer, der ihnen gutmütig seine Scheunen zur Herberge in der Sommerszeit gegeben hatte, vergelten; sie halfen ihm, daß seine Ernte unter sicheres Dach kam.

Keine Kraft war überschüssig und überflüssig. Wer sich sonst von der freiwilligen Arbeit der städtischen und staatlichen Gemeinde ferngehalten hatte, konnte sich jetzt einreihen in das System einer großen, weitverästelten, zweckvollen Hilfeleistung. Auf den Bahnhöfen mußten Tag und Nacht die Truppenzüge erwartet und getränkt und gespeist werden. Es galt Fürsorge zu treffen für die Kinder, deren

Vater ins Feld gezogen war, für die Mütter, denen der Ernährer fehlte. In Nähstuben fanden Frauen und Mädchen belohnte Arbeit. Der Strickstrumpf, der vor der Industrie ganz klein geworden war, kam wieder zu Ehren; überall wuchs er in unermüdlichen Händen und Händchen. Die Damen wurden Krankenpflegerinnen und Helferinnen. Tanzsäle und Theater wandelten sich in Lazarette; hier und dort wehte die Fahne mit dem roten Kreuz.

In den Bierschenken wurde es stille. Die Grammophone schluckten ihre Gassenhauer in sich; selbst die kleinen Bäckerjungen, die in der Morgenkühle auf ihren Botengängen das süße „Puppchen" oder das Lied vom schönen „Monat Mai in Schönberg" pfiffen, gingen zur Melodie des Deutschlandliedes über. Die Straßenbahnen stellten den Verkehr ein, da der Staat das Betriebsöl in Anspruch nahm, die Automobile holte der Krieg und die Kutschpferde holte er auch. Wir fühlten ohne Unbehagen, wieviel von den Bequemlichkeiten unserer Zivilisation entbehrlich war. Und die Frauen empfanden sogar, daß die unsagbar phantasievolle Mode, die gerade in diesem Sommer den gesamten bunten Formen- und Farbenideenvorrat der weiten Welt als Trophäe trug, jetzt den Augen weh tat und wie etwas Unfrommes den strengen Stil des Erlebens kreuzte.

Wir kennen das liebe Bild unserer kleinen deutschen Städte, wenn zur Dämmerstunde der schönen Augusttage die junge Welt, die auch gerne die elegante sein möchte, voll süßen Wohlbehagens auf den Gassen und Promenaden langsam im Rhythmus des Müßiggangs sich durcheinander gleiten läßt, ohne große Sünde. Auch diese warmen Strömungen verloren sich, als sei das Tändelhafte ein Vergehen an dem Ernste der Zeit.

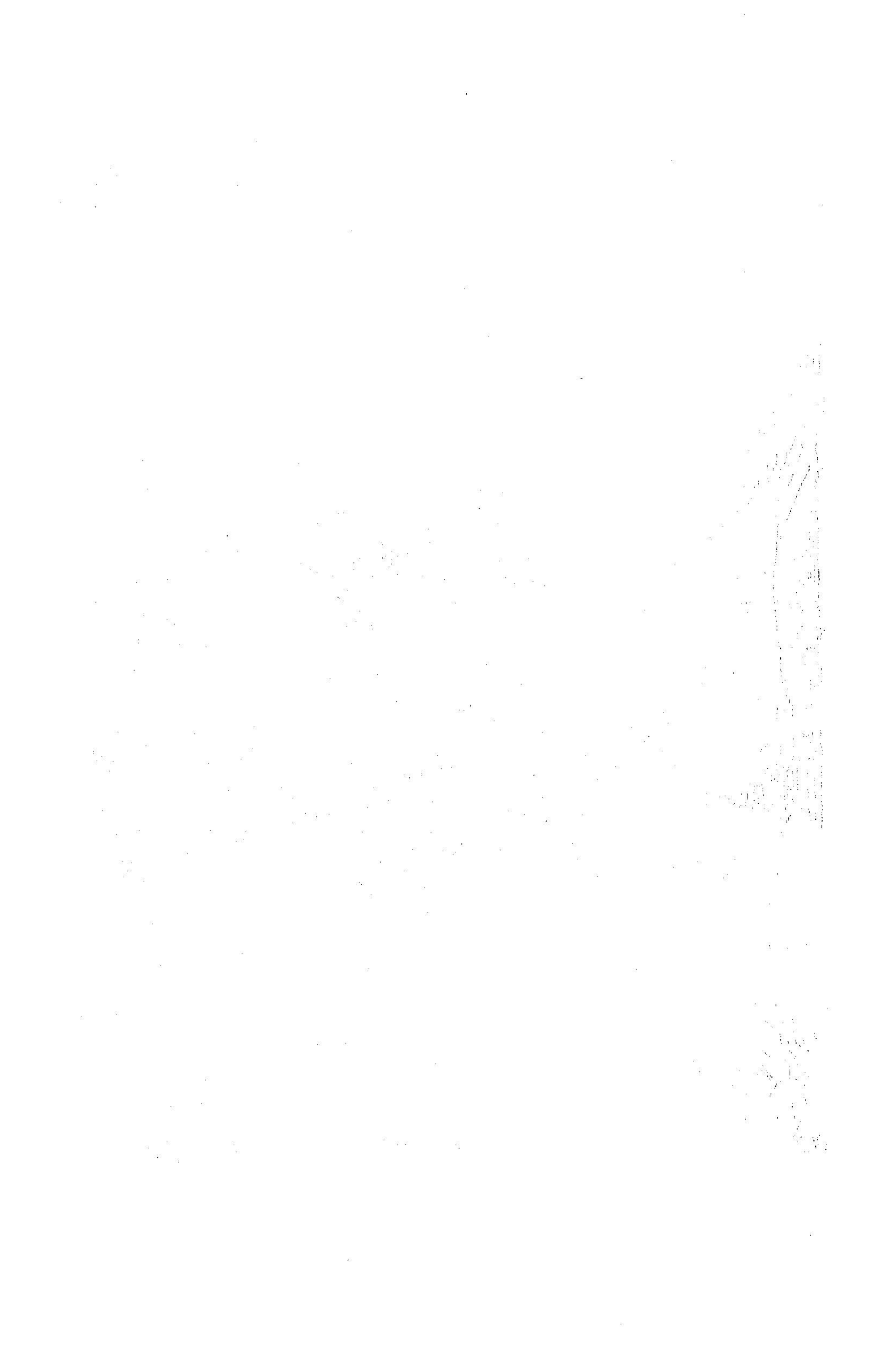
Selbst die Schau der Läden reizte nicht mehr die Blicke; nur wo der betriebsame Kaufmann die Kriegsschauplatzkarte, mit bunten

Fähnchen besteckt, zwischen seine Waren stellte, hielt er die achtlos Vorübergehenden fest.

Und doch waren die Straßen nicht leerer als sonst. Das Unbehagen an der gewöhnlichen Arbeit des ungewöhnlichen Tages trieb die Menschen hinaus. Es dauerte Wochen und Wochen, bis sie die Seßhaftigkeit sich zurückgewannen und in der alten Weise Ruhe und Halt suchten. Da fiel einem wohl die kleine Geschichte ein, die Goethe erzählt. Der beobachtete einmal bei der Belagerung der Stadt Mainz einen Bauersmann, der im Bereich der Kanonen gleichmütig seine alltägliche Feldarbeit verrichtete, indem er einen schützenden Schanzkorb auf zwei Rädern vor sich herschob.

Eine Zeit der behaglichen Bücher wurde es nicht; die Zeitungen regierten. Dazwischen fuhren die Sonderblätter. Da stand es breitgedruckt: „Die starke belgische Festung Lüttich ist von den deutschen Truppen im Sturm genommen ..." „Deutsche Truppen rückten diese Nacht in Brüssel ein ..." „Bei großen Kämpfen, in denen die russische Armee bei Tannenberg, Hohenstein, Ortelsburg geworfen wurde, gerieten nach vorläufiger Schätzung 30000 Russen mit vielen hohen Offizieren in unsere Gefangenschaft ..." „Die Armeen des Generalobersten von Kluck, des Generalobersten von Bülow, des Generaloberstens von Hausen, des Herzogs von Württemberg, des deutschen Kronprinzen, des Kronprinzen von Bayern und des Generaloberstens von Heeringen drängen überall die französische Armee zurück .. " „Das Unterseebot U 9 hat in der Nordsee drei englische Panzerkreuzer in den Grund gebohrt ..." Das war die knappe, stolze Wahrheitssprache der Starken. Bisweilen kam eine Unglücksmeldung. Ein Mann las auf der Straße: „Die Engländer haben Lome, die Hauptstadt des Togolandes, besetzt," und gleichmütig faltete er das Blatt zusammen: „Unsere Kolonien mögen sie uns ruhig nehmen; die kriegen wir alle schon wieder."


W.K.



Lauter drängte in den großen Städten die Leidenschaft nach Ausdruck. „Die Menge umringte die Autos, die die ersten Depeschen brachten, mit einer wahren Tollkühnheit, ohne Rücksicht auf das gefährliche Drängen der Fuhrwerke. Um ein Blatt Papier wurden förmliche Schlachten geschlagen. Nicht jedem gelang es, eins zu erlangen. Schutzleute stellten sich in den Dienst der Presse und lasen mit lauter Stimme die Telegramme vor. An drei, vier Punkten zugleich ertönten Hurrarufe. Nur langsam verlief sich die Menge und trug die frohe Kunde hinaus bis in die äußersten Vororte."

In den Provinzstädten wurde die Geschäftsstelle der Tageszeitung zum Markte des Lebens. Die milden Abende halten die Bürger wach. Sie stehen geduldig und warten. Hinter den Läden ist Licht. Das Telephon spricht, man weiß es. Nachrichten vom Kriegsschauplatze sind eingelaufen. Da leuchtet in dem Aushängekasten die elektrische Flamme über der Depesche auf. Kopf an Kopf baut sich die Masse herum. „Laut lesen!" Und hundert und hundert Ohren saugen es ein. Unklare Namen und Zahlen; dann formt es sich greifbar: ein Sieg! ein Sieg! „Reims ist besetzt. Die Armee Bülows hat bis jetzt 6 Fahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre erbeutet und 12934 Gefangene gemacht. Generaloberst von Hindenburg meldet den Abtransport von mehr als 90000 unverwundeten Gefangenen." Erinnert ihr euch? Und nun löst sich eine Kruste von der Seele, daß die Freude herausfahren kann. Ein warmer Schauer strömt durchs Mark. Ringsum erhellen sich die Fenster. Und strahlende Augen und jauchzende Mienen, wohin das Licht fällt. Und dann bricht es hervor, hurra! hurra! Du mußt es schreien, ob du willst oder nicht. Und du mußt auch in die „Wacht am Rhein" mit einstimmen, ob du singen kannst oder nicht. Die stampft mit ihrem Triumphtakt über die schwarze Flut der Menschen dahin. Jetzt ist sie der Atem des Lebens. Und über dem Ganzen

ragt die massige Stadtkirche; ihren Turm siehst du kaum; so hoch reckt er sich in die Unwirklichkeit des Nachthimmels auf. Nur ein Fensterlein schwebt dort oben hell in der Verlorenheit. Und von dort kommt es nun gezogen; in wuchtigen Legionen dröhnen die Klänge daher vom Schwunge der alten Glocken, die seit Jahrhunderten den Geschlechtern zum Sieg und Tedeum geläutet haben.

Und am anderen Tage ist Gottesdienst. Die alten Heiligen wundern sich über so viel Andacht. Jeder Beter aber auf den Bänken weiß, daß heute nur ein Gesang sich aus den Herzen aufschwingen muß: „Nun danket alle Gott.“ Vor 250 Jahren haben ihn die alten Köpfe, die dort auf den geschwärzten Ölbildern aus ihren weißen Kragen so glaubenssicher herausschauen, zum ersten Male gehört. Dann tönt das Textwort des wundervollen Davidpsalms: „Herr, der König freuet sich in Deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über Deine Hilfe. Du gibst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet. Du überschüttest ihn mit gutem Segen, Du setzest eine güldene Krone auf sein Haupt.“

„In Berlin geschah es,“ so erzählt einer, der es erlebte, „daß plötzlich die Glocken der Samariterkirche zu läuten begannen. Alles strömte zum Kirchplatz; man ahnte es, eine große Nachricht war gekommen. Etwa 5000 Menschen drängten sich dort zusammen, Arbeiter und Arbeitslose. Da betrat der Pfarrer die Freitreppe, las die Depesche von Hindenburgs Siege den atemlos Lauschenden vor, erläuterte ihre Bedeutung, und zum Schluß stimmten die Fünftausend an: „Nun danket alle Gott“. Am Nachmittage zogen lange Scharen von Schulkindern mit ihren Lehrern zum Schlosse und sangen Lieder, bis sie jubelnd die Kaiserin begrüßen konnten; am Denkmal Bismarcks ließen Wandervögel und Pfadfinder ihre frischen Weisen erklingen.“

In Leipzig hielten Tausende von Männern und Frauen einen Bittgottesdienst angesichts des Denkmals der Völkerschlacht. Auf den Grasplätzen und Steinwällen rings um den stillen Wasserspiegel standen am schwülen Sommerabend die Andächtigen, sie füllten die große Freitreppe und die weite Plattform, wo der gepanzerte Erzengel Michael mit dem Flammenschwerte wacht. Die schwarzen Massen schoben sich ineinander und harrten endlich reglos, schweigend, Kopf an Kopf. Über ihnen wuchs die zyklopische Freiheitsburg gegen den bewölkten Abendhimmel auf, wie ein Hort der Stärke und Zuversicht, und von den rötlich schimmernden Mauerzinnen hing ein großes schwarz-weiß-rotes Flaggentuch herab. Ein Bläserchor hob an, hoch in der Höhe, und helle Frauen- und Mädchenstimmen fielen ein, zaghaft zuerst, dann mit dunklen Männerstimmen zusammen zur Kraft anwachsend, und dann erbrauste in wunderbarer Fülle die alte Weise des Vertrauens: „Befiehl du deine Wege . . ."

Durch die Straßen kommt der Bürger im Waffenrock. Gestern stand er noch im Schurzfell hinter seinem Werktisch. Die zuversichtliche Kraft läßt sein Auge wie zum Feste leuchten, und seine Glieder spannen sich fast im Übermut. Er lächelt noch halb verlegen nach Jünglingsart. Und seine Frau und seine Kinder, ein Mädchen und ein paar Jungens, gehen neben ihm; wenn sie ihn auch dahingeben müssen, einen Stolz tragen sie doch, daß ihm der Krieg einen höheren Wert unter seinen Mitbürgern gab. Das Männliche und Mannhafte gilt nur noch, alle Verzärtelung, alles Schwächliche, Tändelnde wird fortgeblasen wie grauer Wegstaub. Auch die Frauen fühlen das ursprüngliche Starke ihrer Seelen; sie lösen von sich das Fremdkörperhafte müßiger Problemsüchtelei: nichts als Frauen wollen sie werden, und die beste muß die sein, die dem Vaterlande kraftvolle Knaben gibt. Denn neben den Tod stellt sich mit gleichem Recht das Leben. Auch der Staat will, daß der Krieger, ehe er ins Feld zieht, eine

neue Familie gründe. In der Stadt- und Landgemeinde Berlin wurden an den beiden ersten Augusttagen 1800 Soldaten vor ihren Regimentern getraut.

Der große Atem holte auch die Stillen aus ihrer Klause, daß sie zu lauten Bekennern würden. Den Professoren wurde der Kreis der Kommilitonen zu eng, sie griffen nach breiterer Wirkung; sie wollten die Masse bewegen. Eucken, Harnack, Lamprecht, Lenz, Wagner, Liszt, Bode, Wundt, Wilamowitz-Moellendorf und so viele andere, deren Namen die Wissenschaft preist, standen auf dem Katheder überfüllter Hörsäle und trugen in die Empfindungen des Volkes ihre großen Gedanken. Und wer sie nicht hören konnte, dem brachten die Zeitungen das Wort, und so wurde die ganze Nation ein Auditorium. Selbst den alten zweiundachtzigjährigen Wilhelm Wundt drängte das bewegte Herz aus der Heimlichkeit der Bücher hinaus. Nie hatte der Philosoph bis dahin in einer öffentlichen Versammlung gesprochen. Die Straßen Leipzigs waren erfüllt von Menschen, die ihm zuströmten, die Wagen, die Straßenbahnen stockten in dem Gewühl. Tausende warteten in der Alberthalle auf sein Wort, auf die Gedanken des Wissendsten vielleicht, der unter uns lebt. Ein machtvolles Orgelspiel stimmte zur Andacht; „Bachs Präludium und Fuge E-moll brausten und flüsterten und donnerten von deutscher Art, jauchzten in allen Registern Sturm und Sieg. Dann schritt Wundt auf das bescheidene Pult zu, und die Versammlung des Volks erhob sich, den Greis im grauen Bart, mit den dunklen Gläsern der Brille, ehrfürchtig zu grüßen. Er begann mit der leise gebrochenen Stimme des Alters; aber die ersten Sätze zwangen zu lauschen, und dann gab, ohne daß die Kraft des Tones sich steigerte, das tiefinnere Pathos seiner Weltanschauung, das Festgegründete jedes seiner Worte auch seiner Stimme Macht und Wucht." Weltbürger war der erste Klang, der sich durch den Saal schwang; Welt-

bürger müssen wir bleiben, wenn wir in der Welt und für die Welt dauernde Werte schaffen wollen... Wir kämpfen nicht um vergänglicher Vorteile willen, wir kämpfen um unsere Freiheit und Selbständigkeit. Und darum ist dieser Krieg ein wahrhafter Krieg. Siegen oder sterben – das ist eine Franzosenphrase. Wir haben nur eine Losung, das Fichtesche Wort: „Siegen, nur siegen, schlechthin siegen!" Am Schlusse reckte sich der Greis aufrecht wie ein Junger, und seine Augen leuchteten, als er nun von dem Siegespreis sprach. Aber der letzte Ton seiner Stimme war doch wieder deutsche Innerlichkeit: „Die friedliche Arbeit ist das Element, in dem wir leben wollen. Je mächtiger unser Staat wird, um so größer werden auch unsere Pflichten sein, damit unser Volk in der Mitarbeit an den großen Gütern der menschlichen Kultur die führende Stellung, die ihm gebührt, gewinne und bewahre. Darum wollen wir in diesen ernsten Stunden und weit über sie hinaus der Mahnung unseres Kant eingedenk sein: „Das Höchste für den Menschen ist die Pflicht, und das größte unter den Gütern der Welt ist der sittliche Wille."

In den Stunden, die unser Stolz sind, geht auch unsere Sprache stolz einher. Darf sie das nicht, wenn das Lob unseres Volkes selbst aus fremdem Munde klingt? Der Schauspieler Moissi, ein Italiener, der in das deutsche Heer trat, sprach zu seinen Landsleuten:

> „Wer dieses ernste Volk mitten im Kriegslärm bei seiner werktätigen Ruhe einmal gesehen hat, der weiß, daß es den moralischen Sieg schon heute errungen. Ist es denkbar, daß sich von dem Sieg der Moral der Sieg der Waffen trenne? Kann diese Vereinigung von höchster Idealität mit dem nüchternsten Sinn für die praktischen Erfordernisse des Augenblicks jemals überwunden werden? Wo ruhiger Fleiß für den letzten Knopf auf der Montur eines Infanteristen sorgt und zugleich unbekümmerte Tollkühnheit abenteuernde Schiffe nach der Themsemündung, nach den Shetlandsinseln, nach

Algier entsendet — muß nicht diese Zusammenarbeit von Bürgerlichkeit und Genie die höchsten Leistungen hervorbringen?"

Der frühere Präsident Theodore Roosevelt schrieb in der Chicago Daily News:

„Von dem Höchsten bis zu dem Geringsten haben die deutschen Männer und Frauen eine herrliche Vaterlandsliebe und Selbstverleugnung bewiesen. Wir können dem ernsten Mut und der erhabenen Selbstlosigkeit, die diese große Krisis in der Seele des deutschen Volkes offenbart hat, nur voll Ergriffenheit und Bewunderung gegenüberstehen. Ich kann nur aufrichtig wünschen, daß wir Amerikaner, wenn die Reihe je an uns kommen sollte, uns ähnlich bewähren ..."

Und der Norweger Björn Björnson pries in seiner Heimat das deutsche Volk:

„Alle, die in den Krieg müssen, strahlen vor Begeisterung. Ich habe unter Tausenden hier keine einzige Ausnahme gesehen. Alle marschieren in taktfester Disziplin, glücklich im festen Glauben auf Deutschlands gute Sache, zu den Grenzen. Ich sprach mit den verschiedensten Menschen, sie sind alle zusammen gleich, Arbeiter und Mittelstand. Es besteht kein Unterschied mehr, und bei jedem neuen Feind, der sich tagtäglich meldet, werden sie nur noch sicherer und fester in der Kampfeslust. Bei den Zurückbleibenden besteht derselbe Eindruck. Es herrscht keine Verzweiflung, sondern imponierende Ruhe. Das ist das große Volk, so gehen sie in diesen Krieg, einen der größten der Weltgeschichte, den je ein Volk durchzukämpfen hatte."

Diesem großen Volke sang in der großen Zeit der Dichter:

„Das war für Leben und Sterben gut
In diesen Wundertagen:
Ein ganzes Volk von gleicher Glut
Geschüttelt und getragen ...

Nun bringe die Zukunft dem Vaterland
Nacht oder Siegessonnen —
Uns hält ein ewiger Schauer gebannt,
Der ist uns für immer gewonnen." (Karl Busse.)

Die junge Mannschaft des Landes ist über die Grenzen gestürmt, die bedächtigere ist gefolgt, und immer neuer Kraftnachwuchs sammelt sich auf den Waffenplätzen und drängt nach dem Kriege. Zu Hause aber hockt keine Lebenssorge und hungert keine Armut. In den Städten hämmert und näht und bäckt und schlachtet der Handwerker wie sonst, auf den Bauplätzen wachsen neue Häuser, in den Fabriken hasten die Maschinen. Auf Wegen und Stegen fährt der Fleiß, die Ämter alle sind wohl versehen, in den Schulen und auf den Universitäten lehrt und lernt und forscht der Geist. Kein Bürger schränkt seinen Haushalt ein; jeder gibt mit vollen Händen. Die Straßen und Parkwege sind sauber gekehrt. Kein Müßiger blickt dich bittend an. Auf dem Lande draußen holen die Knechte und Mägde in langen Schwaden die Rüben aus den Äckern, die Dreschmaschine dröhnt auf dem Stoppelfelde, Kartoffelfeuer lassen ihren beizenden Rauch langhin über die Fluren schleiern. Am Horizont steigt die schwarze Silhouette des Pfluggespanns auf, das Furchen für die neue Ernte zieht. Es ist der Friede. Aber stehst du des Abends an deinem Fenster, dann weißt du, dort, wo das letzte Licht des Tages verflackert, sieht die Sonne heute brennende Städte und verkohlte Dörfer, und wenn sie morgen früh im Osten aufgeht, scheint sie auch dort auf Trümmer menschlichen Glücks. Danke du den Waffen, die deinen Frieden schirmen



Zu den Waffen





Zu den Waffen!

Als das preußische Heer in den Siebenjährigen Krieg zog, grüßte es der Oberst Ewald Christian von Kleist: „Sieh, Feinde, deren Last die Hügel fast versinken, den Erdkreis beben macht, ziehen gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht; das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken. Der dürre, scheele Neid treibt niederträcht'ge Scharen aus West und Süd heraus, und Nordens Hügel spein sowie des Osts Barbaren und Ungeheuer, dich zu verschlingen, aus." Und sein König rief zu derselben Stunde: „Nun wird man sehen, was Preußen ist!"

Dieselbe Gefahr wie einst sprang jetzt auf uns von allen Seiten los; aber das Heer, „mit dem Tod und Verderben in Legionen Feinde dringt", ist nicht das friderizianische. Scharnhorsts Namen trägt es; der hat es aus dem Chaos von Jena und Auerstedt geformt, und den Erdenkloß hat er aus dem Acker des Volkstums gegriffen. Er fand das Soldatenwesen erstarrt zum Handwerk, und er hob es zu einer lebensvollen Wissenschaft; er schuf aus dem willenlosen Söldner eine selbständige Persönlichkeit, aus dem Instrument ein Organ. Den kriegerischen Germanengeist, der seit den Tagen der mittelalterlichen Ritterzeit in den Volksmassen verdämmert war, weckte er auf. Er erzog die Bürger und Bauern zum Heeresdienst in der Schule einer ehrenhaften militärischen Zucht. So gelang ihm das Höchste: das monarchisch-aristokratische Heer des absoluten Königtums trat ab, und auf dem Plan erschien das nationale Volksheer,

eine Zusammenfassung der gesamten physischen und moralischen Kraft des Staates. Soldat sein – nun war das eine Pflicht, ein Recht, eine Ehre. Unterm Gewehr standen nicht mehr wie in den Söldnerbataillonen die Verlorenen und Verworfenen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern in einer Reihe der Handwerker, der Bauersmann, der Tagelöhner, der Kaufmannssohn, der Studierte; Bürgerliche und Adelige, alle zusammen waren jetzt eine gleichbehandelte und gleichberechtigte Masse, von gleichem Vaterlands- und Ehrgefühl belebt – das wehrhafte Volk. Der 3. September 1914 war der Jahrhunderttag dieses neuen Heeres; an diesem Tage ist im Jahre 1814 der „Erlaß über die Verpflichtung zum Kriegsdienste" Staatsgrundgesetz geworden. Der Friede schien damals nach der Niederwerfung des großen Weltfriedensstörers die Bürgschaft der Ewigkeit zu haben; die Geldmittel Preußens waren bis auf den letzten Pfennig ausgeschöpft, und aus den schönen, damals freilich überschätzten Verdiensten, die sich die Landwehr erworben hatte, schien sich der Schluß zu rechtfertigen, daß ein Milizheer als Ersatz des stehenden Heeres wohl für die Zukunft genügte. Über diese Einwürfe siegte der Kriegsminister Boyen; er brachte Scharnhorsts Werk über alle Klippen ans Land. Was uns heute so selbstverständliche Forderung geworden ist, schien damals alles Maß des Gewohnten zu sprengen – das beste Stück aus dem besten Teil des Lebens verlangte der König von allen Söhnen seines Staates, die schwerste Blutsteuer, die jemals ein Volk gebracht hat. Aber dafür war es denn auch dieses Opfer, das dem kleinen Preußenlande den Wert einer Großmacht gab und jedem einzelnen seiner Bürger zum Unterschied von den anderen Deutschen das Merkmal soldatischer Zucht in Körper und Geist aufprägte. Seitdem haben auch die anderen Staaten Europas nach der Scharnhorstschen Idee ihre Waffenmacht formen müssen, wenn sie ihre politische Geltung wahren wollten.

Der alte Fritz zog mit 150 000 Mann in den Kampf, und die Feinde trommelten gegen ihn 430 000 zusammen. Napoleon I. führte 650 000 Mann nach Rußland; er hatte sie aus allen Ländern Europas zu seinen Fahnen geholt. Das war damals die Welt in Waffen. Und heute marschieren diese Zahlen auf: Deutschland läßt sein Friedensheer im Kriege anschwellen von 796 000 zu 5 Millionen, Österreich-Ungarn von 400 000 zu 2 Millionen, Frankreich von 762 000 zu 4 1/2 Millionen – ohne die Kolonialtruppen –, Rußland von 1 300 000 auf 3 1/2 Millionen, England von 277 000 auf 1 1/10 Millionen, Japan von 230 000 auf 1 1/2 Millionen. Und alle diese Zahlen bedeuten noch nicht die letzte Kraft, sondern vorerst nur die Bereitschaft in den ersten Wochen des Krieges.

Am folgerichtigsten hat Frankreich in jüngster Zeit seine Armee nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht gebildet, bis zu den äußersten Linien des Könnens. Ob es gleich 24 Millionen Einwohner weniger zählt als Deutschland, kommt doch der Bestand seines Heeres dem deutschen fast gleich. Das Land ist sogar zu der lastenden Pflicht der dreijährigen Dienstzeit zurückgekehrt, um die aktiven Truppen zu verstärken und ihren taktischen Wert zu heben. Indessen entscheiden nicht die Ziffern für sich allein; die preußische Geschichte ist eine Ruhmeschronik der Schlachten, die Soldatengeist über Zahlensummen gewann. Die in unsrer Front stehen, sind alle einem Wurzelboden entstammt, Bruder neben Bruder. Drüben aber rotten sich Romanen und Slawen und Kelten zusammen, Wallonen und Flämen, verschwistert mit Mongolen, Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen, Indiern, Zuaven, Turkos, Senegalschützen, Australnegern. Es ist eine Waffenkameradschaft, von der das reinliche Soldatengefühl unserer schwäbischen Bürger und pommerschen Bauern weit abrückt.

Es gibt vielleicht auf dem Erdenrund keine menschliche Einrichtung, die in der festen Fügung und Verzahnung, in der Sicherheit des gleichmäßigen Wirkens aller Glieder, in der Folgerichtigkeit des Aufbaus und der Zusammensetzung so durchdacht, durchgearbeitet und erprobt wäre, wie die deutsche Armee. Und ist es nicht wunderbar? – auch in diesem sachlichsten und phrasenlosesten System, in dieser Konzentration der greifbaren Kräfte der Wirklichkeit webt leise etwas, was durchaus gegensätzlich erscheint, die stille Triebmacht aller Seelen, die Poesie.

Als Gneisenau von Friedrich Wilhelm III. mit begeisterungsheißen Worten in einer Denkschrift den Volkskrieg verlangte, schrieb der König an den Rand: „als Poesie gut". Aber da erwiderte der General: „Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; es gibt keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet."

Was haben die braven Bataillone, die sich mit Jauchzen ins Feuer der feindlichen Schrapnells werfen, von ihrem Siege? Ihr Vaterland bleibt das kleine Dorf hinter den Bergen, wo des Abends am Brunnen die großen blonden Mädchen plaudern und auf den Treppenstufen der niedrigen Häuser die müden Greise hocken und die abgearbeiteten Mütter. Diese Heimat wird durch ihre Waffen nicht größer und nicht kleiner. Was sie vorwärts treibt, ist die Poesie Gneisenaus. Ihnen allen ist inmitten des Schlachtengewölks das Bild des Heldensinns und des Kriegsruhms auferstanden, das einst, von den Dichtern in heilige Worte gefaßt, die Schulmeister in ihre Knabenseelen gesenkt haben. Durch zwei Läuterungswerke des Lebens geht die Nation hindurch, die Schule ist das erste, das Heer das

zweite. „Der deutsche Gelehrte ist ehrwürdig“, sagt Friedrich Nietzsche, „aber der deutsche Krieger ist prachtvoll“.

Der erste Mobilmachungstag ist. Wo die Kaserne liegt, klopft heute das Herz der ganzen Stadt. Es ist Sonntag im sonnigen August. Aus allen Gärten sind die Rosen geholt. Wie ein Frühling soll es sein. Die Soldaten stecken in nagelneuer Uniform; nein, es ist keine Uniform; es ist das Waffenkleid. Das Bunte, Straffe, Blinkende, Kecke, seit Ewigkeit der Putz des selbstbewußten Soldaten, ist abgetan. Feldgrau ist der Krieg. Der fahle Rock mit den stumpfen Knöpfen ist für manchen zum Leben und Sterben das letzte Gewand — ihr Mädchen, es geht heute nicht zum Tanze. Nur Blumen, die bald verwelken, ziemen sich zum Schmuck. Die Wehr, die der Soldat so spielend bewegt, hat einen anderen Sinn als gestern. Der Tornister birgt die ganze Habe und alle Notdurft dieser mannigfachen Welt.

Im Kasernenhofe steht das Regiment im offenen Viereck. Vor dem Feldaltar weiht der Pfarrer die Waffen, und er gibt das Abendmahl. Und noch etwas Heiliges — Frauenkleider mischen sich in das große Grau; das sind die Bräute; im Angesicht der großen Kriegskameradschaft werden sie ihren Männern angetraut; und die ziehen von der Hochzeit in den Tod. Die Lippen der jungen Frauen zucken, aber weinen dürfen sie nicht. Die gleichförmigen Reihen lösen sich nun. Das ist die kurze Frist des Abschiednehmens. Väter und Mütter, Brüder und Schwestern und Freunde drängen hinzu, eine letzte kleine Mitgabe in der Hand. So zeigt doch eure Tränen nicht. Nein, ihr seid ja auch tapfer, und seid stolz, daß ihr einen dabei habt; reicher als die anderen.

„Noch einmal die Hand! — Nein, ich halte dich nicht,
Du lieber, sonniger Junge.
Ich seh' dich, ich fühl' dich, ich spreche ja nicht,
Ich meist're die bebende Zunge . .

Und kehrst du nicht heim, dann klage ich nicht,
Dann wart' ich voll Demut im stillen
Bis zum eigenen Tod, bis zum jüngsten Gericht
Und füge mich Gottes Willen.

Wenn aber dann am jüngsten Tag
Der große Weckruf erklungen,
Dann weiß ich, ist meine erste Frag'
Nach meinem geliebten Jungen."

Und der junge Kerl — einen Augenblick huscht es über ihn wie das Streifen eines schwarzen Flügels .... o Gott, wenn .... er gibt sich einen Ruck und faßt die Waffe fest. Jetzt das Signal. Die Haufen sondern sich, sie gliedern sich und fügen sich zu Kompagnien und Bataillonen. Der Atem des Marsches bringt den Rhythmus in den unübersehbaren Zug, der grau und grau zwischen den Ufern der bunten beengenden Menge dahingleitet. An allen Gewehren und Helmen Blumen, Blumen, als ginge es zum freudigen Sommerfest. Vorn spielt die Musik „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus". Ein Scheidelied, aber die Töne hüpfen vor Lust. Sie verklingen in der Ferne, die letzten Kompagnien hören sie kaum. Aber dafür wogt das Hurrarufen der Masse ringsum, tosend und erlöschend und immer wieder aufflammend. Weiße Tücher wehen aus den Fenstern, Nelken und Margueriten schweben hernieder, Hände winken den letzten Gruß. Und nun stimmt einer im Zuge die „Wacht am Rhein" an, und die machtvollen Klänge überwältigen alles, Abschiedswehmut und Siegeswillen und Todesahnung.

„Kosaken hin, Kosaken her,
Und kämen sie ein ganzes Heer,
Und käm' es kreuz und käm' es quer,
Geblitze und Gekrache ....

Es gab, so lang' die Welt steht, Krieg,
Und allemal noch war der Sieg
Bei der gerechten Sache.
Soll's also sein, dann los und drauf!
Und ohne Furcht, es rauch', wo es rauch':
Unsere Kugeln treffen auch.
Und unsere Kanonen sind auch mit Granaten
Und nicht mit Zuckerzeug geladen."
(Cäsar Flaischlen.)

Ein andrer Tag. Es ist fast Nacht. Durch die Straßen rollt Artillerie. Etwas Riesenwuchtiges, Unheimliches bohrt sich heran durch die Dunkelheit, die alles Massige massiger macht. Kein Blitzen und kein Blinken. Schweigsam die Reiter auf hohen Sätteln. Die Hufe der unruhigen, kaum gebändigten Stangenpferde klappen auf die Pflastersteine, mit den Eisen ausgleitend, daß die Lenker sie scharf heranreißen müssen. Im Düster der alten Kirche spritzen Funken auf. Die Geschütze schieben sich wie müde Ungetüme. Kein Trompetenklang, kein Kommandoruf. Kein leichtes Lied, nur immer das schwere Rasseln. Aber die Kanoniere auf den Protzen haben sich einen Strauß ins Knopfloch gesteckt, und die gutmütigen Gesichter lächeln. Ein paar Männer und Frauen drängen hinzu: „Auf Wiedersehen!" Ein Reiter hebt sich in den Bügeln; er blickt unterm Helmrand hervor und winkt den Gruß zurück ....

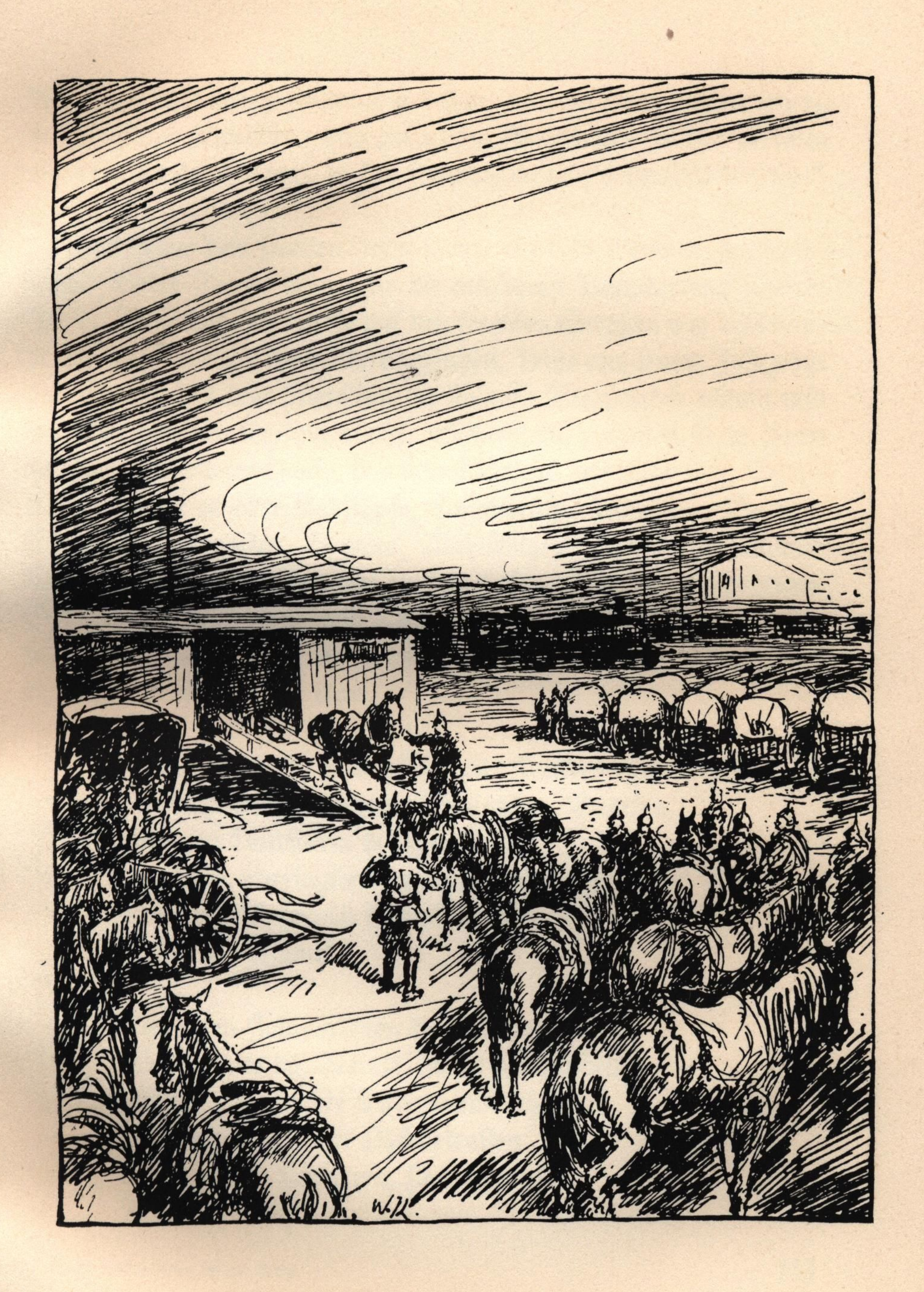
Am Bahnhofe sah ich sie eine halbe Stunde später, wo zwischen den unsicheren Lichtflecken der Laternen und den verworrenen Schattenmassen der vielgestaltige Apparat eines kriegsstarken Regiments mit der kaltblütigen Sicherheit und Ordnung deutschen Soldatenwesens schnell und ruhig verladen wurde. Ein Unteroffizier, ein großer aufrechter Mensch, saß ab; er trat zu einem Mädchen, das im Dunkel

auf ihn gewartet hatte. Sie drückten einander die Hand zum letzten Male, ganz kurz. Sie schaute zu ihm auf; er küßte sie; dann ging er zu seinem Pferde zurück. Er wandte sich nicht mehr um; sie aber sah ihm nach. Es lag kein Gram in ihren Augen, vielleicht ein wenig Sorge; aber Stolz und eine ganz heimliche Träne.

So zogen sie hinaus; ein Regiment nach dem andern. Die frische Soldatenmusik marschierte nun nicht mehr durch die Gassen, klang auch nicht mehr auf der Promenade zum Konzert, wo sonst der Schwarm des lächelnden sommerbunten, sonntagsfrohen Stadtvolkes sie umwogte. Aber hinter dem Heere, das im Felde stand, wuchs ein zweites auf. Die Reservebataillone sammelten sich

„Die kommen vom Acker, von den Märkten die andern,
Schon sind sie Kolonnen, breit und schwer,
Und werden zur Flut, und werden zum Meer.
Kein Geschrei, kein Lied, nur ein furchtbares Wandern.
Aber sie kommen mit Fäusten aus Eisen
Und dem eisernen Mut
Und dem treuen, dem braven, dem deutschen Blut,
Und Gott wird ihnen die Wege weisen." (E. Hoos.)

Die Leute lagen in den Häusern im Quartier, und der Bürger hielt seinen Mann wie einen lieben Gast, den er nun mit Vorrat pflegen müßte für die langen Wochen der Entbehrung. Es waren bärtige Soldaten, vielleicht noch ein wenig müde von der Gewöhnung der täglichen Arbeit. Du glaubtest, du müßtest gut zu ihnen sprechen. „Nun, ihr braucht ja vorläufig noch nicht ins Feld." Aber da sprühte es unter den buschigen Augen: „Wir wollen ja hinaus! Wir können's ja nicht erwarten. Blutige Tränen möchten wir weinen, daß man uns noch hier hält!" Nicht lange, da steckten auch sie die Rosen an





den Helm und zogen stillfreudig dahin. In ein paar Tagen waren sie Jünglinge geworden; und ganz jung schmetterten sie ihr „Gloria viktoria! In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!"

Und hinter dem zweiten Heere starrte ein drittes empor, der Landsturm. Eines Tages waren sie da mit ihren Pappkartons unterm Arme. Bedächtig standen sie auf den fremden Straßen wie Auswanderer, aufgestört aus ihrer Verborgenheit. Leute aus jenem Jahrzehnt des Lebens, das dem Menschen die schlanke Biegsamkeit nimmt und ihn leicht zum Sonderling macht. Sicherstellig wohnten sie in ihrem langsam erarbeiteten Hause, das kein flüchtiges Zelt mehr war. Grauköpfige waren es oder Kahlköpfe, Langbärtige, Langsame, Bauern, Städter, Handwerker, Beamte, Wohllebige, Abgehärmte, Glatte, Durchfurchte. Sie hatten viel zurückgelassen, nicht nur die bequeme Gewohnheit, auch Frau und Kinder. Aber da war keiner, der sich nicht mit entschlossenem Schnitt von alledem gelöst hätte. Kaum fühlte er, daß das Muß eisern war.

„Aus Palästen, Mietskasernen, Kontors, Fabriken,
Villen, Vorstadthütten, Spelunken, Budiken,
All zum Landsturm drängen sie an,
Tausend, abertausend an, arm und reich:
Heut am Opfertisch sind alle gleich,
Jeder ein Mann!

Nach den Jahreszahlen der Geburt gereiht,
Stehen wir da, Rubrik, nichts als Rubrik;
Wann wird unsere Todesstunde schallen?
Aber riesenhaft mit Phönixkrallen
Über unsern Häuptern, schwurgeweiht,
Schwebt Musik:

Frag nicht, wann! Was lebt, muß sterben!
Saat ist Leben; gib's nur edel hin!
Was die Kinder Höchstes erben,
Ist der Väter Heldensinn." (Richard Dehmel.)

Landsturm — das klingt nach 1813. Damals sang Rückert sein Landsturmlied: „Der Landsturm! Der Landsturm! Wer hat dies schöne Wort erdacht? Das Wort, das donnert, blitzt und kracht, daß einem 's Herz im Leibe lacht, wenn ganz ein Land im Sturm erwacht. Wer hat den Landsturm aufgebracht? Der Landsturm! Der Landsturm!" Im Erlaß des Königs Friedrich Wilhelm hieß es, daß jeder Staatsbürger, einerlei welchen Alters und welcher Stellung, mit Ausnahme der Kinder, Greise und Gebrechlichen, am Kampf teilnehmen müßte. Uniform und Abzeichen zu tragen war ihnen verboten. Sie sollten das reguläre Kriegsheer bei der Verteidigung des heimatlichen Bezirkes unterstützen, den kleinen Krieg, die Guerilla, mit allen Mitteln führen; sollten, wenn der Feind im Land war, die Dörfer zerstören, das Korn auf dem Halme und die Früchte am Baum verbrennen, die Brunnen verschütten, die Lebensmittel vernichten, die Städte zu Festungen machen. Und auch das stand in der Landsturmordnung, daß, wo der Franzose hauste, keine Lustbarkeit gefeiert, keine Glocke geläutet, kein Ehepaar eingesegnet, kein Befehl des Feindes ausgeführt werden dürfte. Hart und grausam erscheint uns heute das alles, zuwider den Geboten des Völkerrechts; und wir danken es dem glücklichen Verlauf des Befreiungskrieges, daß die äußerste Notwehr den Preußen damals erspart blieb. Unser Landsturm ist heute Militär; er ist der letzte Schlußsatz des Volkswehrgedankens, daß alle physischen und moralischen Kräfte der Nation dem Vaterlande gehören.

Nirgends schafft der unvertilgbare Soldatengeist wirksamer als hier. Der Landstürmer, der gestern noch so ungelenkig einherschob, dem die

Leute auf der Straße mit leisem Lächeln oder mit milder Rührung nachschauten, jetzt hat er seine graue Litewka, die so faltig sitzt, mit der schwarzen Koppel stramm zusammengeschnürt, und hat die Büchse übergehängt und den biedermännischen Tschako mit dem Landwehrkreuz aufgestülpt. Der Mannschafts- und Kasernengeruch macht ihn zünftig. Nun reckt er sich wie ein Arbeitsfreier; er läßt sich Haar und Bart stutzen. Der Soldatensonntagsstolz kommt über ihn, der seit fünfzehn Jahren vertrocknet war. Die Augen können wieder blitzen, und mit gutmütiger Befriedigung fühlt er, daß das Gewehr doch sein vertrautes Handwerkszeug ist. Noch vorgestern hat er sich selbst und seine Frau beim Abschied getröstet, daß der Landsturm im Lande bleibt; es muß wohl an dem grauen Rock liegen, daß das alte Herz darunter heute schon vor Kampflust glüht; und wartet nur bis morgen, dann bricht die Flamme lichterloh heraus. Und er hat sich eine Zeitung gekauft; die muß er den anderen zeigen. Ein Bild ist darin Wer hat die erste Russenfahne im Kampfe gewonnen? Wer? Die ostpreußischen Landsturmleute waren es, daß ihr es wißt! Da stimmen die rostigen Kehlen das Wehrlied an: „Lieb Vaterland magst ruhig sein!" Oder soll es ein lustiges neues Lied sein? Der Kantor aus Altenburg kann's singen:

„Es pfeift die Eisenbahne,
Adieu, Frau Nachbar Schmidt!
Der Landsturm muß zur Fahne,
Der Landsturm, der geht mit.
In Frankreich und in Polen,
Da müssen wir versohlen
Ganz schnelle ja
Die Felle ja
Franzosen, Russ' und Brit'!
Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an.

Auf! Landsturm mit Waffe,
Mit Knarre, mit Affe,
Steig ein! steig ein! steig ein!
Zur Weichsel und zum Rhein!"

In einer Woche sind alle die Gesonderten zu einer kriegsfertigen, festgegossenen Gemeinschaft geworden. Eine Brüderlichkeit fügt den Offizier zu den Mannschaften. Er fühlt, daß wenn die vielen so viel dem Vaterlande ohne Prunken und Prahlen geben, Herrenton wie Gewalttat verwundet. Da, der eine Leutnant hat ein Bündel Notenhefte zusammengeschnürt; er will mit seinen Leuten im Chor draußen singen, daß im Feindeslande zu ihnen aus deutschem Liede freundlich das Wort der lieben Heimat klinge. Und dann ist die Stunde da, daß auch der Landsturm ausmarschiert. Es geht keine Musik voran, und keine Fahne weht. Indem sie aus dem Gittertore des Schulhofes kommen, wo ihr Sammelplatz war, empfinden sie, daß die Hunderte, die auf der Straße warten, auf sie mit Rührung sehen. Sie wollen keine Rührung. Sie sind auch Soldaten. Da lassen sie die Nagelsohlen auf das Pflaster klappen, als wollten sie alle Weichheit des Abschieds zertreten, als wollten sie zeigen, daß auch Landsturmtritt die Feinde zittern machen kann. Einen Augenblick hält eine Scheu und Achtung die Menge im Zaum. Aber dann – es sind ja alles Väter, die da ins Feld ziehen – müssen die Frauen und die Jungen und die Mädchen in die Reihen sich drängen, müssen den Arm ergreifen, der die Büchse trägt, noch einmal die Hand drücken Landsturmfrauen dürfen weinen; wenn sie heimgehen, ist ihr Haus leer.

Und auf dem Volksacker sprießt abermals eine neue Waffensaat. Das sind die Freiwilligen. Das sind die Frühlingsbäche, die den Winter von sich schütteln; von den Felsblöcken stürzen sie herab, aus den Wiesengründen, aus dem Walddunkel wogen sie daher – alle

zum breiten Heerstrom. Kein Kommandowort hat sie gerufen. Sie sind die Freien. Männer, die nie die Waffe trugen, Jünglinge, noch Knaben fast, die eben noch leicht mit der Zupfgeige durchs Land zogen, Handwerker, Gelehrte, Beamte, Künstler, Studenten, Schüler, — der Drang ist so unbändig, daß überall an den Waffenplätzen Hunderte und Hunderte abgewiesen werden müssen. Ganz beschämt ziehen die Verschmähten zu einer anderen Stadt und wieder zu einer anderen, als müßten sie betteln um den Dienst fürs Vaterland. Wenn sie dann endlich auf dem eisernen Feldbette einer Kasernenstube liegen dürfen, preisen sie ihr Los und denken nicht mehr an den wohligen Winkel im sorgsamen Elternhause. Männer, deren Namen gefeiert sind, die, vom Zuruf des Volkes verwöhnt, Führer waren, gesellen sich zu den Dienenden. Schauspieler und Dichter stehen neben dem Kleinbürger, der Professor neben Studenten, der Lehrer neben seinen Schülern — und ein Handwerksmann im Unteroffiziersrock regiert sie.

„Uns hab'ns g'halten", rufen glückselig die Burschen in Wien, die zum Heeresdienst genommen sind

Überall in den Schaufenstern steht hier neben dem Bilde Franz Josephs das Bildnis Kaiser Wilhelms, und die Zeitungen drucken den Armeebefehl des Erzherzogs Friedrich, der von der Waffenbrüderschaft der beiden Kaiserarmeen in Polen spricht. Zu dem Rekrutierungssaale drängt sich das junge Volk; sie wollen sich assentieren lassen, so heißt's hier. Straffe Leute, die vom Handwerk und von der Fabrikarbeit kommen, und feine, ein bißchen blasse, Studenten und Gymnasiasten. Viele werden von ihren Eltern geleitet. Recht wie ein Muttersöhnchen sieht der eine aus, der da mit seinem Vater vor dem Assenthause auf und ab wandelt. Beide sind sie von Unruhe bewegt; der Alte zupft am Anzug des Sohnes, bläst ein Stäubchen von seinem Rockärmel, rückt ihm die Krawatte zurecht. Und dann

geht der Junge hinein mit klopfendem Herzen, und nach einer halben Stunde kommt er mit flammenden Wangen, mit leuchtenden Augen die Stiege herunter, stürzt auf den Vater zu und hält triumphierend den weißen Assentierungsbogen in der erhobenen Hand: er ist Soldat. Die erste Reise, die er in seinem Leben nun allein macht, ohne Vater und Mutter, ist in den Krieg ... „Uns hab'ns g'halten" – die Rekruten stecken das Sträußerl an den Hut, ein Bündelchen aus Silber- und Goldfäden, roten Glaskugeln und bunten Tuchstücken. Und eine halbe Stunde später auf dem Stephansplatz – Trompeten klingen. Da sind sie wieder. In strammen Reihen zu acht kommen die Assentierten die Kärnthnerstraße herab mit den blinkenden Sträußerln. Eine schwarz-gelbe Fahne flattert über sie hin, und mit ihnen fliegt wie ein Zauberwort und schützendes Geleit das altösterreichische Siegeslied vom Vater Radetzky. So ziehen sie singend durch die Straßen, in denen die Bürger ihnen nachschauen; sie jubeln und jauchzen: „Uns hab'ns g'halten!" Und morgen geht's zur Kaserne und dann ins Übungslager nach Bruck und dann hinaus ins Feld.

Der gefangene Kommandant der Festung Lüttich wurde durch die Stadt Magdeburg geführt. Auf der Elbbrücke kam ihm mit festem Schritt und fröhlichem Marschlied eine Kompagnie kriegsfreiwilliger Infanterie entgegen. Als er um die Straßenecke bog, klang wieder der Gleichtritt – ein Bataillon Pioniere. Der Kasernenhof der Feldartillerie schallte vom kriegerischen Leben, Kanonen sah er, dampfende Pferde, Soldaten in Drillichjacken; durch die geöffneten Fenster tönte es „Die Vöglein im Walde." Aus der Ferne Schüsse von den Schießständen her. Auf dem Anger Felddienstübungen. Auf dem Kaiser-Wilhelm-Platze, auf dem Breitenwege, in allen Straßen und Gassen Soldaten, nichts als Soldaten. Soldaten auf den Bürgersteigen, vor den Haustüren, in den Straßenbahnwagen. Soldaten



jeden Alters, jeder Waffe. „Vieles Unwahrscheinliche erlebte ich während der letzten Tage," sagte der General, „aber diese Soldaten! – Deutschland kämpft doch gegen drei Fronten, seine Soldaten müssen doch im Felde sein, und hier überall Soldaten, nur Soldaten . . . . das ist undenkbar, unfaßbar . . . ." „Ja," sagte der preußische Offizier, der neben ihm ging, „und wir haben nur eben erst einen Anfang gemacht."

Und auch ein Fremder, der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin, hat uns eine Momentaufnahme unserer Mobilmachungstage geschenkt:

„Auf dem Wege über Frankfurt und Coblenz, den ich im Auto unternahm, beobachtete ich überall, daß das bürgerliche Leben sich ebenso ruhig wie sonst abwickelte. Nicht die geringste Störung war zu bemerken; alles ging wie im tiefsten Frieden seiner Arbeit nach. Man ahnte nichts von den gewaltigen Transporten an Menschen, Pferden und Material, das gegen Westen zog, sofern man sich nicht auf einem Bahnhof befand. Aber auf den Stationen hatte man in der Tat Anlaß, zu staunen. In einer Stadt, in der ich mich ein paar Tage aufhielt, zog jede halbe Stunde eine Truppenabteilung durch. Auf den unzähligen Etappen marschieren ununterbrochen unabsehbare Truppenmassen an die Front. Wohin man auch kommt, überall wimmelt es von jungen, gesunden, kräftigen, wohlausgebildeten und gutausgerüsteten Soldaten. Es ist eine Völkerwanderung, wie sie die Welt nie geschaut hat. Es ist der Zug der Germanen gegen Westen im Kampf für ihre Existenz und ihre Zukunft. Überall in dem Etappengebiet siedet und pulsiert es unaufhörlich, Tag und Nacht hindurch, das Leben. Diese Flutwelle germanischen Blutes ist ohne Ende, und man merkt keine Ermüdung. Wenn ein Mann auf seinem Posten fällt, nehmen zwei oder drei andere seinen Platz

ein. Die deutschen Reihen werden von dem furchtbaren Artilleriefeuer des modernen Krieges nicht gelichtet; sie werden im Gegenteil dichter und dichter. Eine Mauer von Männern, Eisen und Feuer dringt langsam vorwärts auf dem Boden des unglücklichen Frankreich, und diese Mauer ist dreihundert Kilometer lang."

Der Korrespondent der New-York-Tribüne beobachtete die deutschen Eroberer, wie sie über die Grande Place in Brüssel an dem Stadthause vorbeizogen. „Ich habe," schrieb er, „in verschiedenen Kriegen sechs Heere gesehen, aber keins, das so gut ausgerüstet war, wie dies. Es hatte drei Wochen hindurch aktiven Dienst getan, und anscheinend fehlt kein Riemen, kein Hufnagel. Es kam herein, voran die rauchenden fahrbaren Feldküchen, und eine Stunde später waren die Postwagen aufgestellt und galoppierten die berittenen Postboten die Reihen entlang und verteilten Briefe. Die Infanterie kam in Reihen zu fünf Mann, jede Kompagnie 200 Mann stark; die Lanzenreiter ritten in Reihen zu vieren, und es fehlte nicht ein Fähnchen. Die Schnellfeuergeschütze und die Feldgeschütze brauchten immer eine Stunde zum Vorbeimarsch, jede Kanone mit Munition war in 20 Sekunden vorbei. Die Infanteristen sangen: „Lieb Vaterland!" Zwischen jeder Zeile machten sie drei Schritte Pause. Zuweilen sangen 2000 Mann gleichzeitig, vollkommen im Takt und Schritt. Wenn eine Pause im Liede war, hörte man nur das Stampfen der genagelten Stiefel, dann erscholl der Gesang von neuem, und wenn sie nicht sangen, spielten die Spielleute. Dann kam das Rasseln der Belagerungsgeschütze, das Knirschen der Räder, das Klirren der Ketten und der scharfe Ton der Signale. Sieben Stunden lang marschierte das Heer in einer geschlossenen Säule, so daß keine Droschke, keine Straßenbahn fahren konnte. Es floß wie ein Strom von Stahl, grau und geisterhaft. Als dann die Dämmerung kam und Tausende von Pferdehufen und Tausende von genagelten Stie-

feln weiter das Pflaster traten, sprühten Funken aus den Steinen, aber die Pferde und Männer, die die Funken hervorriefen, waren unsichtbar. Um Mitternacht zogen Packwagen und Belagerungsgeschütze vorbei. Um 7 Uhr morgens wurde ich durch den Marschschritt und die Musik aufgeweckt. Ob sie die ganze Nacht hindurch marschiert sind, weiß ich nicht, aber jetzt ist 26 Stunden hintereinander das graue Heer geheimnisvoll wie Nebel und hartnäckig wie eine Dampfwalze vorbeigezogen."

In unserer Volksgeschichte sind auch inmitten der kriegerischen Kapitel die Namen unserer Schulen und Universitäten mit goldenem Lorbeer eingefaßt. Der Friede hatte oft gejammert, daß unsere Gymnasien nichts vom Leben wüßten; der Krieg offenbarte den Überschuß uneingeengter Jugendkraft. Auf den offenen Knabengesichtern lag die Weihe der Tat. Die freudige Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang wie vor hundert Jahren durch alle Herzen, sie sang und klang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Und die Helden, die in toten Büchern geträumt hatten, erwachten im Schalle der kriegerischen Lieder und wandelten im warmen Tageslicht unter dem blauen Himmel, Leonidas und Volker von Alzey und Max Piccolomini und Heinrich von Kleist und Theodor Körner. „Lieber Vater," hatte einst der Lützower gesprochen, „Deutschland steht auf; ich will Soldat werden; nenne es nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit; es ist ein würdiges Gefühl, das mich treibt; zum Opfertode für die Freiheit und die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut. Eine große Zeit will große Herzen!"

Die oberen Klassen der Schulen wurden leer. Die Lehrer, die auf der Brust das Feldzugszeichen von 1870 trugen, sahen in den Jungen mit einem Male Männer und Vertraute. Kein rechter Jüngling, der siebzehn Jahre zählte, blieb auf den Bänken zurück. Auch die Alma mater gürtete ihre Söhne zum Kampfe. „Burschen her-

aus!" rief das alte Studentenlied durch die Straßen, gewohnte Worte mit einem neuen Feiertagssinn. „So hat noch kein Sang erklungen," sagte einer der Professoren, „es war die helle Zuversicht, die selbstbewußte Kraft, der Sturm unbesieglichen Mutes, der Atem der Jugend, in der ein neues Jahrhundert erwacht." Die unbegreiflich hohe Wirklichkeit wurde nun der Meister, der eindringlichste, der je gesprochen hat, und säte Gedanken, die das Leben köstlich machen. Und so sprach ein Universitätslehrer, der Professor Kühnemann, in Breslau, wo einst die Frühlingstage des deutschen Volkstums im Waffenklingen erblüht waren:

„Glücklich seid ihr, meine Freunde, meine jungen Brüder! Das Schicksal der Welt liegt auf euren Gewehren. Vielleicht wird einer späten Geschichtsschreibung alle Vergangenheit als ein Vorspiel erscheinen zu der Weise, die nun beginnt. Jedenfalls erreicht alle deutsche Geschichte jetzt die Wendung, mit der die eigentliche Epoche des nun unvergänglichen deutschen Gedankens anhebt. Ihr seid die Angel der Zeiten. Fühlt und tragt die Würde, die euch verliehen ist. Unsere alte Erde bebt bis in ihre fernsten Winkel ... Es ist, darf man sagen, kein Mensch in der Welt, der nicht die Erschütterug an seinem Leibe und seiner Seele spürte. Wo irgend deutsche Kultur an der Arbeit ist, in allen Erdteilen wird der Würfel über ihre Zukunft geworfen ... Aus aller Welt geleiten euch heiß und hoffend Wünsche, Bitten und Liebe. Friedrich der Große und Bismarck blicken auf euch als die Vollender ihres Werkes. Ihr steht im Gesichtskreis eines größern Gedankens, als selbst sie zu fassen vermochten. Was sie mit Deutschland und mit Europa getan, sollt ihr mit der Welt tun. Ihr sollt ihr die Gestalt geben, bei der Deutschland leben kann. Der Krieg, den ihr mit deutschem Siege enden sollt, ist der größte Krieg, der gewesen. Nie hing ein gleich großes Ziel über deutschen Kämpfen. Ihr seid keine Nachkommen, – wenn mich nicht alles täuscht, seid ihr der Anfang eines neuen Weltalters. Ihr seid der Morgen eines neuen Tages für die Menschheit."

Die große Völkerwanderung zieht dahin. In der Stadt schlafen alle Häuser. Aber am Horizont, wo der mattgelbe Streifen noch auf der schwarzen Erde liegt, tönt es wie ein Brodeln, wie das gleichförmige Wellenschlagen eines Meeres, wie der Atemzug der kreisenden Erde. Es ist das Räderrollen der Züge, die langschleppend, unablässig die rüstige Kraft des Landes in den Krieg tragen. Nur zuweilen kommt das Stöhnen der Lokomotive wie der Schrei eines verwundeten Tiers. Ein Fenster in der Straße ist licht. Eine Mutter wacht.

≈

Volksopfer





Volksopfer

In einem seiner Gedichte wandelt Liliencron eines Abends durch eine lange, helle Straße. Sie ist mit Menschen ganz erfüllt, und aus dem Gewühl hört er immer die Worte Arbeit, Geld, Genuß. Oben aber auf dem Turme des Doms steht ein alter Mann, weißbärtig, und bläst die Posaune. Die Töne schweben in Engelsreinheit über die Stadt, über Wust und Schmutz und Geiz und Gier. Es ist der letzte Mahnruf: „Kommt, o kommt zu mir, eh' euch ein furchtbares Ereignis alle, euch alle in den Schlund der Hölle zieht!"

Arbeit, um zu atmen, Arbeit für Frau und Kind, Arbeit, um Gut auf Güter zu häufen, Arbeit, um zu genießen – diese Arbeit war dem Volke zum Leben geworden. Sie machte groß – aber auch klein. Und der Krieg, der Beweger des Menschengeschlechtes, blies uns mit seiner Posaune an, daß wir im Gefühl des Unvergänglichen alle unsere Zeitlichkeit darbringen sollten, als wären wir nichts. Daß sich im Drama der Held für eine Idee opfert, wollten wir abends auf der Bühne sehen; die Wirklichkeit des Tages kannte solche Schwärmerei nicht. Der erste Luftzug des Krieges fegte den Eigennutz von unseren Seelen und deckte den Mut des Opferns auf

Der Gott des alten Testamentes ist ein Kriegsgott, stark, eifrig, heimsuchend; der Gott des neuen Testamentes lächelt mit unendlicher Güte. Und in seinem Sonnenschein, abseits von den schwarzen Wolken des Kampfes, wandelt wieder die Menschenliebe wie ein alter freundlicher Legendenheiliger durchs Land.

Neben den heiligen Männern stehen im Kalender die heiligen Frauen, und mit den Symbolen ihres großen Mitleides schauen sie in den Kirchen aus dem Goldgrund des Flügelaltars zu uns herab. Wie liebenswürdig ist das Bild der Opferfreudigkeit in den Befreiungskriegen mit tausend rührenden Zügen von Kindlichkeit und Hoheit. Damals zuerst wollten die Frauen nicht hinter den Männern zurückstehen. Sie gründeten „Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes": „Das Vaterland ist in Gefahr. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien. Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter, und diese erdrücken voll edlen Gefühls die heilige Mutterliebe. Auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern zu helfen; auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen einen zur Rettung des Vaterlandes." Da saßen dann die Frauen und Mädchen, indes die Männer im Felde standen, in ihren stillen Stuben beim dürftigen Lampenlicht und schnitten und nähten und strickten. In den Städten bereiteten sie Lazarette. Prinzessinnen und bürgerliche Hausmütter, alle wollten Krankenpflegerinnen sein. „Jeder hat in dieser Zeit etwas getan; fast alle, was sie tun konnten. Auszeichnen wollte und konnte sich niemand, wo auch das ärmste Weib täglich neben dem spärlichen Mittagbrot ein Töpfchen für irgendein Lazarett ans Feuer setzte. Damals rühmte sich niemand seiner Wohltat, wie sich keiner ihrer schämte." Gute Worte; die Gräfin Schwerin hat sie geschrieben.

Hundert Jahre modeln unablässig an der Form des Lebens, aber Gold und Tugend verwittern nicht; und als jetzt die Opferfreudigkeit wieder auferstand, war sie so rein und groß, wie sie vor Zeiten gewesen war. Nur das fast Hilflos-Demütige fehlt heute. Die Pflege der Verwundeten, damals ein unzulängliches Werk guten Willens, ist heute eine geistvoll durchdachte Organisation mit reich verästelter Wirkung der mannigfachsten Kräfte. Sie wurde ein wichtiges Stück

der Mobilmachung. Die Trupps der freiwilligen Krankenpflege, die Lazaretttrupps, Begleittrupps, Transporttrupps, Depottrupps zogen heran; zu gleicher Zeit waren die Delegierten, die Mitglieder der Vereinigungen vom Roten Kreuz und der Orden, Pfleger, Träger, Pflegerinnen, Schwestern, Diakonissen, Laboratoriumsgehilfinnen da. Sie wurden eingekleidet, formiert, instruiert. 2500 Pfleger, 1500 Pflegerinnen, 1200 Krankenträger gingen sofort zum Kriegsschauplatz. Lazarett- und Hilfslazarettzüge folgten den Armeen.

Das große Heer, das zu Hause blieb, führte den Kampf gegen die Not und Entbehrung aller derer, denen der Krieg Wohlstand und Nahrung nahm. Es wurde ein Bereiten und Schaffen, ein Geben und Beglückenwollen, als nahte das Weihnachtsfest der großen Volksfamilie. Die Stadtverwaltungen gaben große Summen für die Frauen und Kinder der Krieger; die Kirchengemeinden halfen den Hilflosen. Den Armen und Arbeitslosen wurden Speiseanstalten eingerichtet, billige Wohnungen gemietet. Kriegskreditbanken unterstützten die Geschäftsleute. In Schöneberg spendete die Bäckerinnung regelmäßig in der Woche 300 Brote für den Notstand. In thüringischen Dörfern unweit der Stadt Jena holten die Bauern auf Sammelwagen Obst, Butter, Geflügel, Milch, Kartoffeln, Gemüse zusammen. Manche Dorfgemeinden veranstalteten einen allgemeinen Backtag für die Verwundeten. Ein Handwerksmann in Naumburg hängte an seinem Hause eine Tafel aus: „Hier ist jederzeit ein Zimmer für Kriegsfreiwillige unentgeltlich bereit." Ein Berliner Barbier schrieb an seinen Laden, daß er den Soldatenkindern die Haare umsonst schneide. Klubs, Vereine, Kränzchen spendeten ihr Vermögen. Knaben verkauften ihre Spielsachen und trugen den Erlös ins Lazarett. Strafgefangene bestimmten den erarbeiteten Verdienst für das Rote Kreuz. Die Chronik solcher Liebesdienste ist ein dickes, dickes Buch

Die ersten Verwundeten kamen. Auf den Straßen sah man sie lächelnd in ihren feldgrauen Röcken, die nun schon einen Schein dunkler geworden waren; vor den Krankenhäusern saßen sie in den blau-weißgestreiften Leinenkitteln wohlig in der warmen Septembersonne. Noch blieb der Anblick des Kriegs ohne Schrecken. Aber dann einmal, in der Nacht war es, da brachte man sanft und leise auf Bahren, in Droschken und Kraftwagen die arme Jungmannschaft heran, die zum Erbarmen zerstochen, zerschlagen, zerschossen war. Da galt es ernstes Samariterwerk, bei dem jedes Geschwätz schwieg.

Das Drängen der Liebe, das Wetteifern der Treue ist Dankbarkeit und Trost. Aber es ist doch alles zusammen so wenig gegen das, was jeder einzelne brave Soldat mit der einfachsten Selbstverständlichkeit hingibt, sein Größtes und Letztes, die Summe seines Erreichten und Ersehnten, sein ganzes Diesseits. Und alle deine Liebe und dein Leid und dein heißestes Wollen reicht nicht so weit, daß es ihrer einem da draußen die letzte Stunde leichter macht.

Wenn im Jahre 1813 jung und alt das Letzte, Allerletzte an Gold und Goldeswert, das die sieben mageren Jahre gelassen hatten, dem Vaterlande brachten, so war das in der Tat ein Volksopfer. Aber heute ist das deutsche Volk reich; und was es bringt, ist gewiß nur ein Bruchteil seines Vermögens, den es ohne Not entbehren kann. „Gold gab ich für Eisen" — wer in unseren Tagen einen Ring mit dieser Inschrift an seinen Finger steckt, ahmt oft nur sentimental ein geschichtlich geweihtes Beispiel nach, ohne doch den großen Sinn des Opfers an sich erfahren zu haben

Die alte Weisheit des kaiserlichen Feldhauptmanns Montecuccoli, daß zum Kriegführen Geld, Geld, Geld gehört, hat jüngst der englische Minister Lloyd George nach seiner Art so gefaßt: „Die letzte Milliarde entscheidet". Es ist gewiß ein Krämersinn, der den Krieg


W. K.

zur Geschäftsspekulation erniedrigt, aber auch diese nüchterne Aussicht braucht uns nicht zu schrecken. Hinter der physischen, intellektuellen und moralischen Schlachtreihe unseres Heeres steht auch noch die Stärke, die mit Gold gewogen wird. Als 1807 der preußische König eine Anleihe von einer Million Talern ausgab, dauerte es drei Jahre, bis es gelang, sie unterzubringen; so bettelarm war damals unser Volk Und dann als 1871 die Franzosen dem Deutschen Reiche vier Milliarden Mark Kriegsentschädigung geben mußten, schien das der erschrockenen Welt ein unerhörter, märchenhaft großer Goldschatz. Drei Jahre brauchten sie zur Abzahlung. Und jetzt bewilligte am 4. August der deutsche Reichstag einen Kredit von fünf Milliarden. Und als dann am 19. September von dieser Summe ein Teil durch Ausgabe von Schatzanweisungen flüssig gemacht werden sollte und die Reichskasse auf 1½ Milliarden rechnete, gab das Volk in zehn Tagen 4¼ Milliarden. Es brachte dem Staate doppelt und dreifach soviel, als er verlangte. Es war ein Sieg hinter der Front; die Geschichte der Weltfinanzen meldet keinen größeren. Und kein anderes Volk konnte diese Kraftprobe seiner Wohlhabenheit machen, weder Rußland noch Frankreich, noch selbst das reiche England.

Jeder in unserem Volke, Mann und Frau und Kind, hat 65 Mark in die Reichskriegskasse getan — das ist das Greifbare und Begreifliche. Aber es liegt in dem Triumph noch ein ungleich Höheres. In einer Zeit, da alle Vermögens- und Einkommensschätzung irre wurde, da Welthandelswege und Absatzgebiete vom Kriege versperrt, die ausländischen Geldmärkte geschlossen waren, da die sichersten Geschäftsfundamente zu schwanken schienen, lieferten unsere Banken und Versicherungsanstalten, unsere Stadtverwaltungen und alle unsere industriellen Geldgebieter dem Staate ihr Geld aus. Das war eine Hochherzigkeit der Gesinnung, eine vornehme Auffassung der Staatsbürgerpflicht. Und auch ein Volksopfer war es. Wie in der Schlacht-

armee Führer und Mannschaften eins sind vor der Gefahr, so standen auch am 19. September neben den Goliaths entschlossen die Kleinen und Kleinsten. Sie lösten sich von der spießbürgerlich-engherzigen Art des Denkens, daß der Notgroschen ihres Alters nur in der Sparkasse sicher geborgen sei, und drängten sich Kopf an Kopf zu den Schaltern, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers war. Alle diese Kleinbürger und Dörfler, Rentner und Schreiber, Arbeiter, Dienstmädchen, Witwen, Waisen gaben ihr Gold für Eisen. Wunderbares Volk, in dem so unbedingt der Glaube an den Sieg und der unzähmbare Wille zum Sieg lebt und webt, in dem das Opfer zur Pflicht und die Pflicht zur Begeisterung wird. Kein Prahlen und kein Geschwätz — eine wortlose Handbewegung: Gut und Blut.

Und dann kam noch ein anderer Tag und brachte eine vaterländische Großtat hinter der Front. Am 28. September stand in dem Saale der Philharmonie in Berlin ein deutscher Rütlibund zum Schwur. Die Wirtschafts- und Erwerbsstände, die Führer des Handelstages, der Landwirtschaft, der Industrie, der Handwerks- und Gewerbekammer waren da, recht eigentlich das deutsche Bürgertum und Bauerntum in seiner Ruhe und Würde und Kraft. Über sie kam der Geist der Stunde, und sie sprachen: „Wir sind ein einig Volk von Brüdern; unser Kaiser mag uns rufen — wir geben ihm Soldaten, soviel er will, und Geld, soviel er will. Wir tragen alles; wir halten durch bis zum Ende. Und wann dies Ende sein soll, das diktiert nicht England, Rußland, Frankreich, das diktieren wir."

Und es kam noch ein dritter Tag des deutschen Kraftbewußtseins und des eisernen Willens zum Siege — die Kundgebung des preußischen Landtages am 22. Oktober. Eine Kriegstagung war es. Feldgraue Soldatenröcke inmitten der schwarzen Bürgerkleider. Die Volksvertreter, die in der Front standen, waren gekommen. Mancher

trug das Eiserne Kreuz, mancher die Spuren schwerer Verletzung; dort wurde ein Verwundeter auf dem Krankenstuhl hereingetragen, und dort auf dem Platze Dr. Franks zeugte ein Lorbeerkranz vom Tode fürs Vaterland. Die Vorlagen forderten einen Kredit von 1½ Milliarde. Die Summe sollte die Schäden des Krieges im wirtschaftlichen Leben ausgleichen, Arbeiten zur Flußregulierung im Elbe- und Odergebiet und Eisenbahnbauten zur Beschäftigung der Arbeitslosen begründen, vor allem aber der schwer getroffenen Provinz Ostpreußen helfen. Es waren beispiellose Anforderungen, aber einmütig im Vertrauen stimmten beide Kammern ohne Debatte zu. Das Bild des Kaisers sah auf die Männer herab, und neben ihm stand der alte Kant, der Philosoph des kategorischen Imperativs

Ein Opfer im reinen Sinne bringt erst der, der Unwiederbringliches dahingibt. Das sind die Armen, über deren Fruchtfelder das Entsetzen fuhr, deren Häuser der Feind niederbrannte, deren Wohlstand er zertrat, und alle die, deren Herd vereinsamte, die die Heimat verloren und das Brot des Mitleids in der Ferne suchten. An solchen Opfern sollen wir die Gaben messen, die wir zum Altar tragen. Gott sprach zu Abraham: „Nimm deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn!" Und der Alte fürchtete Gott; er fragte nicht nach dem Zweck und Ziel des furchtbaren Verlangens; er ging und legte den Knaben auf das Holz, das zum Brande gehäuft war im Lande Morija. Das ist der höchste Begriff des Opferbringens. Und diese Opfernden, die das Liebste aus dem Herzen reißen, das darin wohnt, und nicht zucken, diese Friedlichen, die im allerbittersten Kampfe siegen, sind heute in deutschen Landen ein Heer von Millionen. Sie gaben Gold für Eisen, und jeder dieser Streiter ist heilig. Einen Weihefrühling, so hören wir, gelobten, wenn die Not am schwersten war, die Latiner dem Speergott Mars, aber nicht einen welkenden Lenz, sondern einen, der Saft trieb; nicht den toten, sondern einen, der

Leben war, — die grünende, blühende Schönheit der Menschenjugend. Und der harte Gott, der den Sieg im Todesgrauen gab und das Volk vom Fall erlöste, nahm das Blutsopfer an. Im andächtigen Schauer lagen die Väter und Mütter schweigend auf den Knien, sie zitterten und bändigten ihr Herz und dankten.

Deutsche Mütter und Väter geben ihre Kinder dahin, einen Sohn, drei Söhne, alle Söhne. Die Wunden im Herzen zeigen sie niemand. Es geht keiner zum anderen, sein Leid zu klagen. Inmitten der Völkernot schweigt die eigene Not. Nur die einsame Nacht mit ihrer Güte sieht die Tränen und hört die Klagen. Dann sitzen die Mütter aufrecht in den Kissen, und ihre Augen suchen im Dunkeln den lieben Jungen, und ihre Hände krampfen sich in die Decken, ohnmächtig, ihn mit Liebe zu schützen.

„Es geht eine Schlacht ... mit schwerem Gang
Am Weichselfluß? Am Wasgenjoch?
Die Stille redet. Tagelang.
Wir wissen's nicht. Und wissen's doch.

Es rinnt ein Ruf. Durch Frühlichtgrau'n,
Durch alle Nächte. Heimatwärts.
Es schwillt ein flüsterndes Geraun
Von eurem Blut in unser Herz.

Es schallt ein Schrei. Es hallt ein Schuß.
Er trifft uns in die eigne Stirn.
Es zieht ein heimlich steter Fluß
Von eurem Hirn in unser Hirn.

Es weht der Allerseelenwind.
Wir schreiten alle Einen Schritt.
Und die wir fern vom Felde sind,
Wir kämpfen mit; wir sterben mit." (Alfred Kerr.)





Von den Bäumen schauert im ersten Frosthauch das gelbe Kastanienlaub herab. Wie waren doch die Tage so anders, da die zarten Blätter kindhaft aus den glänzenden braunen Knospen sich streiften. Nun fließen ins Straßenbild der bunten Menge leise die dunklen Schatten der Trauernden, der Einsamen im Leben. Die mit roten Blumen und grünen Reisern geschmückt, von Jubelklängen geführt, in den heiligen Krieg wallte, die blonde Jugend unseres Volkes trägt Wunden in der Brust. Gehst du in der Dämmerung durch die schweigenden Straßen – es ist ein anderer vor dir denselben Weg gegangen, hat an die Türen den schwarzen Flor gehängt. Die Hütten und Häuser sind stumm; mit den Toten sind die Geister ausgezogen, die ihnen im Leben die Becher reichten.

In den Zeitungen steht Kreuz neben Kreuz, der Friedhof der Tapferen. Sie haben kein anderes Grab, keins, das Denkmal und Kranz trägt, über dem die Trauerglocke tönt. Nur das Wort: „Er starb den Heldentod für König und Vaterland". Nichts von Rede und von großer Gebärde des Schmerzes.

Als der Feldmarschall Roon im Kampfe seinen jüngsten Sohn verlor, schrieb er seiner Frau: „Unser Sohn ist uns vorangegangen." Und seine Frau sprach: „Nun braucht man sich doch nicht mehr zu schämen vor anderen, die so viel schwerere Verluste erlitten haben." Aber noch größer sagte das kleine arme Mütterchen da irgendwo in der Mark: „Ich habe auch einen dort unter der Erde, aber die Peters hat zwei."

Ein ganzes Volk ruht auf den papierenen Seiten, der Prinz von Sachsen-Meiningen neben dem Adel des brandenburgischen Landes, den Quasts und Kleists und Schulenburgs, Müller neben Schulze, Bürger neben Bauer, der General zusammen mit dem Leutnant und dem Kanonier und dem Landwehrmann. Und dann

stehen wir am Massengrab — das sind die Verlustlisten; nein, ein Heldenbuch sind sie. Die Nummer des Regiments; dahinter: Namen, Namen, Namen, daneben: tot, vermißt, verwundet.

.... Namen, Namen. Wer kennt die Fremden,
Die hier, Schatten verhallter Armeen,
Unübersehbar in Reihen und Gliedern stehen?
Fragt nicht! Die den mordenden Anprall hemmten,
Die ihre Leiber zum Schutzwall türmten:
Wenn unsre Fahnen noch siegend im Lichte wehen,
Ihnen die Ehre und ihren Taten.
Unser Leben von ihren Gnaden,
Die es mit ihrem Leben erstürmten ....
Nehmt denn und lest!
Wehe, wehe dem, der dies Buch vergißt,
Dessen Seite voll Heldenliedern
Und jede Zeile stolzester Jammer ist ....

(U. Rauscher.)

≈

Krieg und Kunst





Krieg und Kunst

Im Frieden sitzt jeder Mensch in seinem eigenen krausen Rosengärtlein und pfeift seine Lieblingsmelodie. Dann kommt der Krieg und wirbelt alle Kleinstaaterei der Herzen durcheinander, daß wieder die einfachen, starken Urgefühle der Menschheit Raum gewinnen: Volksnot, Vaterland, Kampf, Sieg. Über die Endlichkeit und Vergänglichkeit weisen sie hinaus in den Tod. Das Mysterium des Lebens und Sterbens ergreift uns alle; aber am unmittelbarsten doch den Krieger. Und diese heiligste Ergriffenheit sehnt sich nach der dichterischen Verklärung. Die Heldentat will das Heldenlied.

Als in Athen und Rom, in England und Frankreich die nationale Volkskraft sieghaft nach dem Waffenruhm rang, konnte immer zugleich die vaterländische Dichtkunst den freudigsten Früchtekranz tragen. Dieser schöne Zusammenklang fehlt uns Deutschen. Hinter dem edlen Klang der Verse unserer klassischen Dichter müssen wir den leisen Klagelaut des zerbrechenden Vaterlandes hören. Der Volksentschlossenheit der Rütlischweizer, der heiligen Schwertbegeisterung der Jungfrau von Orleans, dem Freiheitsruf des niederländischen Egmont gaben die großen Weimarer ewige Worte; von der Not ihrer eigenen Nation wußten sie nichts. Und also werden sie auch immer ferne stehen, wenn wir an den Weihetagen unserer Geschichte mit Worten und Liedern deutsche Ruhmestaten feiern.

Nur einmal wurde Goethe durch die aufwühlenden Schrecknisse des Tages aus seiner kosmopolitischen Gelassenheit herausgesetzt.

Das war, als die Auerstedter Niederlage auch über das Herzogtum Karl Augusts Tod und Verderben warf. „Ich will ums Brot singen," rief er, „ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen; ich will in alle Dörfer und Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euren heruntersingen." Aber dies Aufwallen sänftigte sich bald; er fand sich mit Napoleon ab, und auf seinem „Westöstlichen Diwan" verträumte er den Zusammenbruch und den Aufbau Deutschlands. Und doch hat derselbe Goethe so gute Worte über die nationale Dichtung gefunden. In seine Lebenserinnerungen fügte er sie ein: „Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und teilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme an ihnen entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form eines epischen Gedichts nötig ist."

Das Nibelungenlied hatte er bei dieser Bemerkung gewiß nicht im Sinne; er dachte an Gleim und Rammler und Ewald Christian von Kleist und an die Karschin, deren Poesie ihren Lebensgehalt aus den Taten Friedrichs des Großen holte. Denn damals wurde auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges unsere Kriegsdichtung wirklich geboren. Die alten Landsknechtslieder sangen vom sel'gen Tod auf grüner Heiden, aber das Allgemein-Menschliche ihrer Empfindung kannte noch kaum das Pochen eines deutschen Bewußt-

seins. Die Lyrik der altenfritzischen Zeit war wenigstens preußisch; preußische Grenadiere sprachen und sangen, wie es ihnen ums Herz war, und der Dichter, der die würdigste Ode auf die Armee anstimmte, hat selbst vor seinem Regiment mit der Fahne in der Hand Ehr' und Tod im rasenden Gewimmel gefunden. Als wir dann 1813 ein größeres Vaterland gewinnen wollten, schritt auch die Lyrik vom Preußischen zum Deutschen vor. Aber ehe sie damals in den Freiheitskampf der Waffen sprang, mußte sie selbst frei werden; aus den launischen Märchenschlössern der Romantik und aus den dorischen Säulenhallen der Klassizisten brach sie heraus und stellte sich auf den Ackerboden der Wirklichkeit. Was im Jahre 1806 Wilhelm Schlegel mit Prophetensehnsucht gefühlt hatte: „Wir bedürfen einer durchaus nicht träumerischen, sondern einer wahren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie" – das wurde nun zur Erfüllung. Mit Volksblut ist die Lyrik der Befreiungskriege genährt. Doch ist auch von dem zarten Duft der Romantik ein köstlicher Teil in den Seelen der Dichter geblieben – denn sie waren ja Jünglinge. Und eins fällt noch mehr auf, das ist die pathetische Würde, das Erbe Schillers. Dessen aufrechten, stolzierenden Gang gewahren wir in allen Strophen. Vielleicht ist das sogar ihre Größe.

Die politische Dichtung ist immer Absichtsdichtung; die von 1813 war es ganz besonders. Denn das deutsche Volk, das in politischer Schulung hinter den anderen zurückstand, vermochte es noch nicht, in Reden und in Zeitungsaufsätzen auszusprechen, was ihm durch Herz und Sinne ging; es flüchtete ganz in die Poesie. So gewann die deutsche Literatur ein Kapitel, das kein Gegenstück in der Universalgeschichte findet, eine Lyrik, die kriegerisch und politisch wurde und doch nicht aufhörte, Poesie zu sein. Und die Lieder, die entsprangen, blieben nicht zwischen dem Papier liegen; sie wurden in sangbaren Weisen beflügelt. Und wie sie von Mund zu Mund flogen, weilten

sie nicht allein bei den Soldaten am Wachtfeuer, schwebten sie nicht nur um die Feldzeichen der Angriffskolonnen – sie lagerten sich in alle Herzen ein, sie wurden Volkslieder und blieben es bis heute.

Der Geist des Jahres 1870 konnte keine Epen, keine Dramen, keine Romane dichten, die Volksgut oder selbst nur ein Schatz von Zitatenwahrheit geworden wären. Auch die Lyrik blieb weit hinter der Freiheitsdichtung zurück. Diese stürmte im Jünglingsschwung daher auf Versen, die wie Schlachtrosse stampften; und jene war das Verstandesprodukt alternder Männer, die in Strophen sprachen. Es fehlte im Jahre 1870 auch der Urgrund, den die Dichter des Jahres 1813 hatten, die große Not. Nach dem ersten Ausbruch des Unwillens und des gerechten Zornes gegen die Friedensstörer setzte fast ohne Vermittlung jauchzend die Freude und immer wieder die Freude über die schnellen Siege ein. Kein Zweifeln und Verzweifeln, kein Harren und Hoffen, keine Spannung mit ihren vertiefenden Wirkungen unterbrach die Stimmung des Triumphzuges. Als deklamatorische Literatur behaupteten sich einige Gedichte; die paar Töne, die lebendig durch Volk und Heer zogen, hatten Spott und Humor angeschlagen. Das Lied vom König Wilhelm, der ganz heiter zu Ems saß, und das andere von Napolium, der im Busch herumkraucht, diese allein wurden auf allen Gassen und in jeder Kompagnie gesungen und weitergesungen. Schneckenburgers „Wacht am Rhein" und Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland über alles" waren beide schon dreißig Jahre alt, als sie der Krieg aus ihrer Erstarrung riß. Dann aber sind sie der Sang der Deutschen geworden, die ungesuchte Ausdrucksform der nationalen Begeisterung, unabhängig von allen Strömungen der Begebenheiten – unsere Nationallieder schlechthin.

Heinrich von Kleist hat einmal die Anmerkung gemacht, daß die Dichtungshelden immer nur ein Ersatz für die fehlenden Wirklichkeits-

helden seien, daß also das dichtende Zeitalter immer zwischen zwei heroischen Zeitaltern liegen müßte. Die Geschichte kann ihn oft genug widerlegen; aber das durfte er behaupten, daß, wenn das Schwertrecht gilt, der Poet rechtlos wird. Spannt sich im Kriege die Volksseele zur höchsten Einseitigkeit, so ist ihr die Kunst nichts. Aber diese Stunde, da alle Kraft ins Große sich steigert, kann der Kunst, die ihre Bedeutungslosigkeit empfindet, auch zum Anlaß innerer Einkehr werden. Und so stieg es auch in unseren Tagen wie ein Gelöbnis auf: der Krieg soll unsere Dichtung läutern!

Und es ist da ein Gegensatz, der sich wuchtig genug aufdrängt. Hier ein Volkstum, aus dessen Wurzelkraft ein Heroismus der Tat aufschießt; eine Jugendrasse, mit ungeblendeten Augen und gelenken Armen die Wirklichkeit umspannend, eine Hoffnung der Erde, — und gegenüber die Schar der Ästheten, einen Garten Eden bauend, in dem alle krankhaften Absonderlichkeiten und exotische Verwilderungen blühen. Die Kraftlosen werden wohl die Kraft bewundern, aber nie wird die Stärke zur Ohnmacht beten. Die neue Kunst — wer kann sagen, wie sie sein wird? Doch hoffen dürfen wir eins: sie wird sich bewußt scheiden von dem, was nicht zu unserem Wesen gehört, was eine Fälschung unserer Seele ist. Der Kriegssturm soll ein Siegessturm der deutschen Innerlichkeit und Aufrichtigkeit werden.

Wie spärlich das Kapital nationaler Barmittel in unserer Literatur ist, haben wir fühlen müssen. Als das Theater in der Kriegszeit dem Volke geistige Unterstützung geben wollte, stand außer „Wallensteins Lager" und „Minna von Barnhelm" und dem „Prinzen von Homburg" kaum etwas anderes zu Gebote. Dann besann es sich auf einen Halbvergessenen, Ernst von Wildenbruch. Sein geharnischter Heldenschritt hatte im Frieden den Nerven oft weh getan;

und nur die Jugend war sein treuer Anhang gewesen. Jetzt aber gewahrte doch auch die Menge wieder, daß in seiner Seherbegeisterung und deutschen Leidenschaft viel rücksichtslos Gesundes steckt.

In Friedenszeiten sind Epos und Drama und Roman gewiß die stärksten Ausdrucksmittel des Dichters, im Kriege gilt die Lyrik mehr. Behend wie die Bleistiftzeichnung des Malers, offen wirksam und kühn wie die Skizze, läuft sie neben den Ereignissen her, holt sie ein, hält sie fest; fügt sich der Stimmung und weiß sie auch zu führen.

Ernstliche lyrische Kriegsdichter werden unwillkürlich an einem großen Maßstabe gemessen. Immer steht Theodor Körner hinter ihnen. Den haben in gnädiger Stunde die Götter unserer Jugend geschenkt. Denn er war selbst der rechte Jüngling, voll Himmelsblau und Wetterschein, mit Schwert und Fiedel wie Volker von Alzey und Walther von der Vogelweide. Das Schicksal schenkte ihm die Köstlichkeit, daß er die Gesinnung seiner Lieder mit dem Blute besiegeln durfte; es riß ihn in frischer Lenzluft zum schnellen Reiterstode wie Max Piccolomini. Ethos und Pathos rannen ihm ohne Gewaltsamkeit ineinander. Wenn er im Sattel saß, wenn er am Wachtfeuer lag, kamen die Verse melodienhaft über ihn. In seiner Seele schwang die zarte Stimmung des Bräutigams, der das Schwert zur Braut erkor, der heilige Wahn des Eiferers, die Andacht des Entzückten, die Todesahnung der Geweihten. Seine Rhythmen konnten daherfahren wie rasselnde Geschwader, aber sie konnten sich auch auf die Knie werfen und sich demütigen im Gebet. Als seine Kameraden ihm das Soldatengrab gegraben hatten, sangen sie sein Lied „Hör' uns, Allmächtiger!"; als sie von dannen zogen, erbrauste sein Sang von „Lützows wilder, verwegener Jagd."
Gibt es ein seligeres Dichterlos?

Auch heute sind nicht alle deutschen Dichter Träumer in der niederen Giebelstube, die auf Mondschein und Giebeldächer blickt. Der Poetenwinkel hat sich ihnen zum Schlachtfelde geweitet. Sie stehen in der Front. So kann unsere Kriegslyrik wie die im Jahre 1813 in der Wahrheit der Anschauung und Empfindung wachsen; und das gibt immerhin eine Wurzelkraft, die der Singsang und die Gelehrtendichtung des Jahres 1870 entbehren mußten

„Freund, es ist mir einerlei
Alles Versgesinge;
Gottesfurcht und Reiterei
Sind die wicht'gen Dinge."

Der diesen Spruch tat, Börries von Münchhausen, ritt selbst ins Feld. Fritz von Unruh zog mit, Richard Schaukal, Walter Bloem, Rudolf Herzog, Ernst von Wolzogen und noch mancher andere; der fünfzigjährige Richard Dehmel lag mit der Flinte als gewöhnlicher Soldat in den Schützengräben. Hermann Löns ist gefallen. Für manchen, der heute unter den Waffen steht, wird der Krieg noch zum Erwecker, wie er es einst für Liliencron wurde. Wer daheim bleiben mußte, schickte seine Söhne und stritt mit dem scharfen Wort des verletzten germanischen Ehrgefühls gegen die anmaßlichen Ausfälle einer gehässigen romanischen Künstlerschaft.

In den ersten Augusttagen liefen bei einer einzigen Berliner Zeitung jeden Morgen fünfhundert Gedichte ein; die tägliche Versproduktion muß damals in Deutschland mindestens die Zahl 50000 erreicht haben. Es war eine Massenmobilmachung der Reimpaare. Auch im Jahre 1870 erlebten die Tageblattleser solche Fruchtbarkeit. Julius Sturm schrieb damals:

„Ganz Deutschland zählt kaum so viel Bajonette
In diesem Krieg als Kampf- und Siegeslieder,
Und jeder neue Tag bringt neue wieder,
Und immer länger wird die lange Kette."

Lächeln dürfen wir, aber nicht spotten. Denn in diesem Übereifer steckt doch immer die Gefühlsaufwallung frischer Herzen, etwas von jener deutschen Ideologie, die Napoleon I. niemals verstehen konnte und deren Macht er doch immer gefürchtet hat. Klingt unter den tausend Wörtern ein gutes Wort, das unter den Tausenden von Lesern nur einen ergreift, ist es doch nicht vergebens gesungen. Berufene und Unberufene hat Ludwig Uhland zum Wettgesang in den deutschen Dichterwald geladen.

An den Eisenbahnwagen, die, mit Blumengewinden fröhlich geputzt, die singenden Soldaten nach der Grenze trugen, stand der erste schlagende Reim; er blieb auch der beste: Jeder Schuß — ein Russ', jeder Stoß ein Franzos'." Mit den neuen Feinden kamen neue Reime hinzu: „Jeder Tritt — ein Brit', jeder Klaps — ein Japs." „Auch in Serbien soll'n sie sterbien, uns in Belgien nicht behell'gen; und über die Montenegriner lachen die Hühner". Dann sah man in Kreideschrift: „Es trinkt der Mensch, es säuft das Pferd — in Rußland ist es umgekehrt" .... „Russische Eier, französischer Sekt, deutsche Hiebe — ei, wie das schmeckt" Auch wie im alten Kinderlied klang es: „Zeppelin flieg'! Hilf uns im Krieg! Fliege nach Engeland, Engeland wird abgebrannt, Zeppelin flieg'!" Und in einer Mainzer Wachtstube entsprang ein Lied „O Nikolaus, o Nikolaus" mit der Schlußstrophe:

„Und wenn die Welt voll Feinde wär' und keinem wär' zu trauen,
So fürchten wir uns dennoch nicht;
Wir halten's, wie der Kaiser spricht:
Wir werden sie, wir werden sie, wir werden sie verhauen."

Die stärksten Kämpfernaturen stellten sich zuerst unter die Weihe der Stunde und empfanden, daß das Große und Heilige in Würde schreiten müßte. Vor einigen Jahren schon waren Rudolf Alexander Schröders „Deutsche Oden" erschienen. Ihr monumentaler Rhythmus ging damals an den Lesern vorbei; aber jetzt war der Augenblick, ihn zu hören. Den Stolz des Deutschen, der aus seinen Träumen erwachte und das Erbteil in der Welt fordert, künden sie:

„Vernimm, wir schreiben's ehernen Tafeln ein,
Daß du es bist, mitt-mittelstes Völkerherz,
Urland und Stammland und Europens
heiliger, götterbesuchter Herdraum."

Er warnt:

„Dir dräut zu Häupten Wettergewalt; und rings
Bezog den Kreis des offenen Himmels dir
Ein widerlich Gewölk. Die Hasser
Stehn an den Grenzen, die Nachbar-Feinde
Gerüstet auf. Es wagen die Dürftigsten
Ein höhnisch Wort; viel schnödes Gesindel speit
Vor deinem Namen aus und rissen
Gerne vom leuchtenden Haupt den Kranz dir . . ."

„. . . . Doch sei gewappnet! Trage das stählerne
Gewand des Krieges auch hinter der Pflugschar, leg
Vor dich beim Schmaus das Schwert; und leicht nur
Wohne dir hinter den Brau'n der Schlummer."

Der Krieg fügte der Sammlung eine neue Ode zu, aber der Dichter sprang sogleich von seinem starren Metrum in den behenden Reim hinüber:

„Heilig Vaterland,
In Gefahren,
Deine Söhne stehn,
Dich zu wahren
Von Gefahr umringt,
Heilig Vaterland,
Schau, von Waffen blinkt
Jede Hand.

Bei den Sternen steht,
Was wir schwören:
Der die Sterne lenkt,
Wird uns hören.
Eh' der Fremde dir
Deine Kronen raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt ....

.... Heilig Vaterland,
Heb' zur Stunde
Kühn dein Angesicht
In die Runde.
Sieh uns all entbrannt,
Sohn bei Söhnen steh'n;
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehn."

Heilig ist das Vaterland, heilig der Krieg. Auch Gerhart Hauptmann sieht es so; er fragt: „O, mein Vaterland, heiliges Heimatland, was erbleichtest du mit einem Mal?" .... Bleiern wuchs ringsum der Wolken Wand; wer rief den gelben Weltenbrand des fahlen Hasses herauf? Und das Vaterland entgegnet:

„Das tat meine Ehr', die untadlig war,
Tat mein unbeflecktes Friedenskleid,
Tat, die mich gebar, die große Zeit,
Und die große Zeit, die ich gebar."

Und dann beruft das Vaterland sein Kind, daß es die Sichel zur Hand nehme,

„Denn du mußt ein Gras mähn mit fester Faust,
Mußt es furchtlos mähn in Wetternacht,
Mähn, ob Blitz und Donner um dich kracht,
Blutiger Eisenhagel dich umsaust.

Und es ist ein Gras, das vom Blute träuft!
Kein Erbarmen kann dir sein erlaubt.
Zischend sinkt vom Halme Haupt um Haupt
Und zu Leichenbergen wird's gehäuft.

Unermüdlich mußt du stehn und mähn,
Schnitter, dich entbindet nur der Tod:
Erst nach einem blutigen Morgenrot
Darfst du neue Körner in mich säen.

Wenn dein Arm erlahmt, wenn dein Herz erbebt,
Tilgt mich Gott von dieser Erde aus,
Schutt und Asche wird dein Elternhaus
Und der deutsche Name hat gelebt."

Unter den Glockenklängen der Kirchen und Dome hoben sich Klarheit und Entschluß; das war die Erlösung. Aus der männlichen Kraft wuchs die Haltung, und mit ihr stand ohne Ruhmredigkeit der eisenfeste Glaube an den Sieg. Richard Dehmel gab seine Kriegs-

gedichte unter dem Namen „Volkesstimme Gottesstimme" als Flugblatt heraus. „Lied an alle" nennt er diese Verse:

„Sei gesegnet, ernste Stunde,
Die uns endlich stählern eint;
Frieden war in aller Munde,
Argwohn lähmte Freund wie Feind –
Jetzt kommt der Krieg,
Der ehrliche Krieg!

Dumpfe Gier mit stumpfer Kralle
Feilschte um Genuß und Pracht;
Jetzt auf einmal fühlen alle,
Was uns einzig selig macht –
Jetzt kommt die Not,
Die heilige Not!

Feurig wird nun Klarheit schweben
Über Staub und Pulverdampf;
Nicht ums Leben, nicht ums Leben
Führt der Mensch den Lebenskampf –
Stets kommt der Tod,
Der göttliche Tod!

Gläubig greifen wir zur Wehre
Für den Geist in unserm Blut;
Volk, tritt ein für deine Ehre,
Mensch, dein Glück heißt Opfermut –
Dann kommt der Sieg,
Der herrliche Sieg!"

„Gebet ans Volk" heißt ein anderes; es schließt:

„. . . . Gott ist Mut in Kümmernissen,
Ist das Edle, das uns treibt:
Ehre, Treue, Zucht, Gewissen!
Volk, drum fühlst du hingerissen,
Daß dein Geist unsterblich bleibt:
Geist von Gott!

Er verlieh dir Macht und Rechte;
Sieh, nun prüft er deine Kraft!
Alles Schlimme, alles Schlechte,
Räuber, Söldner, Schufte, Knechte,
Hat er plötzlich aufgerafft
Um dich her!

Über jedem blitzt das Eisen,
Das ihn auf die Probe stellt.
Freu dich, Volk, wir woll'n erweisen,
Daß du wert bist, dich zu preisen
Über alles in der Welt,
Deutsches Volk!"

Not lehrte beten; in den Liedersammlungen stoßen wir immer wieder auf Verse, die den Namen Gebet tragen. Es soll nicht vergessen werden, daß die heilige Idee des Kampfes sogar hinter den Mauern des Gefängnisses Befreiung schuf. Ein Armer, den sein Schicksal dort von jeder tätigen Vaterlandsliebe ausschloß, fand doch die Kraft und Erlösung des Gebetes. „Beten will ich", dichtete er:

„Das will ich tun! – und wenn je ein Gebet
Dem Allerhalter etwas abgerungen,
Dann bleibest du, was ich so heiß erfleht,
Mein teures Vaterland, auch unbezwungen.

Ob ringsum eine Welt von Feinden steht,
Das Losungswort von einst ist neu erklungen:
Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts weiter!
Gott, Wagen Israels und seine Reiter!"

Ging der Lebensodem des Tages voll durch die Brust, so wachte auch die Vergangenheit wieder im Lichte auf. Wie im Jahre 1813 der alte Fritz vom Himmel auf die jungen Helden herabsah und die Königin Luise den Fahnen voranschwebte, so standen nun die Großen von 1870 inmitten der feldgrauen Scharen. Aber noch mehr müssen herbei; alle guten Geister, die den deutschen Namen zu den Sternen getragen haben, sollen Führer sein. Ernst Lissauer ruft sie:

„... Luther, der Landsknecht Gottes, mit riesiger Bibel bewehrt,
Bach, vorbetend preisende Orgelgesänge,
Kant, gewappnet mit Pflicht, gewappnet mit Strenge,
Schiller, die mächtige Rede schwingend als malmendes Schwert,

Beethoven, von kämpfenden Erzmusiken umdröhnt,
Goethe, kaiserlich ragend, von Tagewerksonne gekrönt,
Bismarck, großhäuptig, geharnischt, pallaschbereit,
Des ewigen Bundes Kanzler in Ewigkeit,

Seht sie gedrängt verdämmern in Ferneschein,
Dürer und Arndt und Hebbel, Peter Vischer und Kleist und Stein,

Rings über Deutschland stehn sie auf hoher Wacht,
Generalstab der Geister, mitwaltend über der Schlacht."

Weihe war die erste Empfindung; dann wurden die, die wie die Geweihten einhergingen, vom Sturm ergriffen, und mit dem Sturm fuhr der Zorn daher. Mit starkem Schwung setzte gleich in den ersten Tagen der Kladderadatsch ein:

„Sturm
Heulen die Glocken von Turm zu Turm!

Über die Gärten, über die Wälder,
Über die Häuser und Hütten und Felder
Braust es daher aus Ost und West –
Brüder, steht fest! – –

...Krieg!
Alles andre auf Erden schwieg.
Krieg! Und Krieg nicht gegen Ritter!
Diebe kamen in dunkler Nacht,
Überstiegen Zäune und Gitter;
Aber wir standen auf der Wacht.

Halt' deine Ernte, gewaltiger Schnitter!

Sollen wir klagen? Sollen wir zagen?
Nein! Wir wissen aus herrlichen Tagen,
Wie sich die großen Väter geschlagen;
Wir auch, wir auch werden es wagen.
Ja, wir fühlen des Erben Würde,
Ließen die Heimat, ließen die Hürde,
Ließen das Haus und den heiligen Herd,
Faßten das Schwert!

Sturm!

Laßt es brausen von Turm zu Turm!
Laßt sie rufen, die ehernen Waffen
Himmelwärts!
Deutschland, Deutschland, heiliges Herz
Der Welt, du sollst noch nicht erschlaffen!
Auf! Zur Memel und über den Rhein!

Herrgott vom Himmel! Sieh darein!"

Furor teutonicus schrieben sich die Gedichte auf die Stirn. Heinrich von Kleist wurde der Erzengel Michael, der das Schwert der Vergeltung aus der Scheide zog. Aber die Racheleidenschaft und der würgende Haß brachen doch erst aus dem deutschen Gemüte heraus, als die Roheit und die ehrlose Niederträchtigkeit der Gegner den ehrlichen Männerstreit zu einem Bluthandwerk käuflicher Räuber herabdrückten. Da zerriß die Inbrunst der Dichterworte in knirschendem Grimm. Julius Hart stürmte:

„Nun, heiliges Feuer, brenn' durchs Land,
Ihr Wächter, ruft's von Turm zu Turm,
Durch aller Seelen Glockensturm,
Und kommt, geschmiedet Hand in Hand,
Von Acker, Schlot und Berg und Strand.

Alarm! Alarm! Die Fahnen los!
Jetzt fühlt nur seligen Todes Glut.
Schwertbrüderschaft! Heut tauft uns Blut!
Und ewiger Opfer Flammenschoß
Entsteigt das Leben stark und groß ....

.... Doch jetzt nur lodre, deutscher Zorn!
Aus Todeslust und wildem Saft
Steig' du herauf, Berserkerkraft!
Blutschleier dampft um Fluß und Born,
Und rot, zertreten liegt das Korn.

Zur Sonne, deutscher Adler, flieg!
Friedreich steigt auf aus unserm Blut,
Wir holen euch das höchste Gut
Aus diesem heilgen, deutschen Krieg.
Zum letzten Streit! Zum Sieg! Zum Sieg!"

Und Cäsar Flaischlen:

„Nun geht ein Kesseltreiben los,
Rundrum, uns festzuzäunen,
Hie Russ', hie Brite, hie Franzos –
Und alles gegen einen!

Schrei auf, mein Herz! Schrei's himmelwärts,
Schrei's mit so grimmigem Lachen,
Daß, wie als wär' es jüngster Tag,
Die Toten im Grabe erwachen ...."

August Sturm rief zu den jungen Kriegsfreiwilligen:

„So hat kein Groll
Gegrollt mit Macht,
So hat kein Zorn
Gezürnt zur Nacht,
Und keine Wut
Glüht so in Glut;
Wo uns der Feind umstellt –
Nun schlagt die Welt!"

Ulrich von Huttens Trutzlied tönte wieder; Ernst Lissauer erneute die Weise:

„Wir haben's gewagt mit Sinnen,
Und ist uns drum nicht Not.
Wir werden den Krieg gewinnen,
Wir haben Eisen und Brot.
Von Gier umgleißt,
Rings eingekreist,

Wir haben's lang' ertragen.
Luft, Erd' und Meer,
Landsturm, Landwehr,
Mit Willen wollen wir schlagen

Sie stieren rings mit Neide
Auf unser Werk und Glück,
Zu Lieb oder zu Leide,
Wir weichen nicht zurück
Von Nord, von West,
Von Ost umpreßt, –
Sie lauern auf Schanden und Scharten.
Murrt laut, murrt dumpf,
Spielt falsch, spielt Trumpf,
Wir stechen eure Karten ...."

Der deutsche Soldat mag mit dem Gelüst der Rache seinen Tornister aufschnallen; blindwütige Flüche kann er dann hervorstoßen – im Kampfe fällt das alles von ihm ab. Da wirbt allein die frische Tatenlust der Kraft um seine Seele. Und auch das Pathos der Sänger muß hier im Pulverdampf verwehen, damit das ungezierte Wort feldmarschmäßig komme. Die ersten Streitlieder weideten sich in hanebüchener Sprechart und hausknechtsmäßigen Gebärden; sie täuschten sich, wenn sie darin die Volksart suchten. Und sie sind auch bald verhallt. Dann fanden sie den rechten Ton. Da stimmte Dehmel sein Fahnenlied an:

„Es zieht eine Fahne vor uns her,
Herrliche Fahne,
Es geht ein Glanz von Gewehr zu Gewehr,
Glanz um die Fahne.

Es schwebt ein Adler auf ihr voll Ruh',
Der rauschte schon unsern Vätern zu:
Hütet die Fahne! . . . .

Des Kaisers Hand hält den Ehrenschild
Unter der Fahne.
Seine Kraft ist deiner Kraft Ebenbild,
Volk um die Fahne.
Ihr Müller, Schmidt, Maier, du ganzes Heer,
Jetzt sind wir allzumal Helden wie er
Durch unsre Fahne . . ."

Die derbsprachige Verachtung des Gegners ist immer Kinderart und Soldatenart gewesen. Die Kriegsdichtung braucht sich auch ihrer nicht zu schämen; auch die Helden Homers entluden ihr Herz in Schimpfworten, ehe sie den Schild aufnahmen. So stimmte Franz Adam Beyerlein ein singhaftes Soldatenlied an:

„Der Franzmann reißt das Maul weit auf,
Will Metz und Straßburg, will den Rhein.
Ihr deutschen Jungens, feste drauf!
Der Rhein soll ewig unser sein.
Was unsrer Väter Sieg gewann,
Das rührst du, Franzmann, uns nicht an!
Von heil'ger Not zu Brüdern gemacht,
So stehn wir einig auf der Wacht.

Der Russenkerl, der falsche Wicht,
– Verdamm' ihn Gott! – er hob die Hand
Und schlug der Menschheit ins Gesicht,
Trägt Mord und Blut in deutsches Land.

Er brach den Frieden, er allein!
Ihr deutschen Männer, tränkt's ihm ein!
Von heil'ger Not zu Brüdern gemacht,
So stehn wir einig auf der Wacht.

‚He! halt!' ruft England, ‚nehmt mich mit!
Ich hab' noch nicht genug im Schlund.
Wir machen das Geschäft zu dritt,
Und ich, ich hab' den größten Mund!'
Ran, blaue Jungens, dichte ran!
Die Zahl ist gar nichts, alles der Mann.
Von heil'ger Not zu Brüdern gemacht,
So stehn wir einig auf der Wacht ...."

Das Lied zieht den Refrain zur Wirkung herbei; die Weisen, die im Chor gesungen werden sollen, lieben ihn; er holt die Runde zur Gemeinschaft zusammen.

Auch der Regimentsstolz sonnt sich gern in Reimen; alle Waffen treten an. Zuerst die Infanterie. Von Friedel ist das Lied, das so beginnt:

„Im Feldquartier auf hartem Stein
Streck' ich die müden Füße
Und sende in die Welt hinein
Der Liebsten meine Grüße.
Nicht ich allein hab's so gemacht,
Annemarie!
Von der Liebsten träumte bei der Nacht
Die ganze Kompagnie — die ganze Kompagnie ...."

Die Artilleristen singen mit Wilhelm Hausmann:

„Wir sind des Königs Artollerey,
So Kanonier als Reiterei.
Und hebt ein großes Schlagen an,
Sind wir die ersten auf dem Plan.
Schnell ist gericht'
Ein jedes Stück.
Es grüßt mit Pulver und mit Blei
Aus Mörsern und Kartaunen
Des Königs Artollerey.

Schon singen rings im lauten Chor
Haubitz und Feldkanonenrohr.
Es heult das sausende Geschoß,
Am Ziele kracht es Stoß auf Stoß.
Hei, Schuß um Schuß!
Welch' eine Lust!
Es spielt gar feine Melodey
Zum blut'gen Waffentanze
Des Königs Artollerey....

....St. Georg, kühner Reitersmann,
Führ' du uns recht, reit' uns voran!
St. Barbara, richt' das Geschütz,
Gib reichen Segen unserm Blitz!
Auf daß man sagt,
Wenn einer fragt:
Wer schoß den Feind zu Schand und Spreu?
Das stolze schwarze Korps,
Des Königs Artollerey!"

Die Reiter kommen in Fritz von Unruhs Versen zu Worte:

„Ulanen, stolz von Lützow her
Mit Reitermut durchflogen,
Beleidigt ist die deutsche Ehr',
Auf! in die Schlacht gezogen!
Die Gäule raus, das Schwert zur Hand,
Die Welt braucht uns Ulanen;
Wir stürmen frisch in Feindesland
Und hol'n uns welsche Fahnen ...."

Dem Dichter, der selbst Ulan ist, eignete Gerhart Hauptmann sein Reiterlied zu:

„Es kam wohl ein Franzos daher –
Wer da? wer? –
Deutschland, wir wollen an deine Ehr' –
Nimmermehr!!
Schon wecken die Trompeten durchs Land
Jeder hat ein Schwert zur Hand.
Man kennt es gut, dies gute Schwert,
Von Spichern, Weißenburg und Wörth,
Das deutsche Schwert ...."

Hermann Löns feiert die Matrosen:

„Heute wollen wir ein Liedlein singen,
Trinken wollen wir den kühlen Wein,
Und die Gläser sollen dazu klingen,
Denn es muß, es muß geschieden sein.
Gib mir deine Hand, deine liebe Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
Denn wir fahren gegen Engeland ....

. . . . Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
Daß ich schlafe in der Meeresflut,
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke,
Für das Vaterland, da floß mein Blut.
Gib mir deine Hand, deine liebe Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
Denn wir fahren gegen Engeland."

Den Landsturmmann hat die Dichtung recht wie einen Liebling behandelt. Die Biederkeit des gemächlichen, lächelnden Bürgers, der doch weiß, daß auch er breit und zuverlässig auf seinem Platze steht, ist hier die Note:

. . . . „Und ist uns auch zu enge
Der Rock blau oder grau –
Ihr kriegt doch eure Senge
Nicht weniger genau!
Wir schworen es ja Muttern,
Daß wir euch würden futtern,
Ihr Söhnekens,
Mit Böhnekens,
Die sind so heiß und blau!
Der tapf're Landsturmmann – er rückt an, er rückt an!
Auf! Landsturm mit Waffe,
Mit Knarre und mit Affe,
Steig ein! Steig ein! Steig ein!
Zur Weichsel und zum Rhein! . . . ."

Hans Brennert hat diesen Ton gefunden, der sich glücklich im gutmütigen Humor hält Und der Humor, der gar zu gern hinter allem Dicken und Schwerfälligen auf der Straße einhergeht, hat sich auch

an das ernsthafteste Ding der Welt, an die 42=Zentimeterkanone, gemacht. Schon der Ausdruck, der schnell geflügeltes Wort wurde, die dicke Berta, geborene Krupp, ist köstlich. Und das grobe Platt, in dem sie Georg Fock brummen läßt, ist ihre rechte Mundart:

„Dicke Bertha heet ick,
Twenunveertig meet ick,
Wat ick kann, dat weet ick,
Söben Milen scheet ick,
Steen un Isen freet ick,
Dicke Muern biet ick,
Grote Löcker riet ick,
Dusend Mann de smiet ick!
Beuse Klüten kok ick,
Blitz un Donner mok ick,
Heete Suppen broo ick,
Wiete Reisen doo ick:
Erst vor Lüttich stunn ick,
Huy un Namur funn ick,
Ok Givet dat seehg ick,
Un Maubeuge dat kreeg ick!
Vor Antwerpen stoh ick,
No Paris hen goh ick,
Ok no London, gläuf ick,
Op den Dag, dor teuf ick!
Is dat Dag, denn brumm ick,
Is dat Nacht, denn summ ick,
Ganz verdübelt, meen ick,
Mienen Kaiser deen ick,
Dicke Bertha heet ick,
Wat ick kann, dat weet ick!“

Als unheimliche Unholdin sieht sie Richard Nordhausen im Morgenwind:

„Schatten, der ihre Glieder umfloß,
Weicht blutglänzender Frühe;
Massig und träg, ein Vorweltkoloß,
Blinzelt sie ins Geglühe,
Reckt ihr Rüsselrohr,
Regungslos lauernd, empor ....
.... Krieg! Nun ist sie kein Vorwelttier
Mehr, nun ist sie die Göttin der Menge;
Gebete und Trompetenklänge
Flehen zu ihr,
Daß sie den Weg in die Zukunft sprenge ....
.... Löwin des Rechts, Herrin der Welt,
Die des Unrechts Eisenstirn eisern zerschellt,
Dir jauchzt Musik, dir senkt sich die Fahne!
Zehntausend lachen und jubeln wie Narren ...."

Die Ballade, die sich aus dem Kriege das Episodenhafte heraussucht, tritt vorderhand noch zurück; die Heldentat des einzelnen bleibt im Volkskriege inmitten des Heldenmuts der Menge unsichtbar. Doch regte der Heldentod des Prinzen von Meiningen gleich zur Schilderung an. Otto Anthes ist der Verfasser:

„Es ward nicht gesprochen im Fürstensaal
Das Wort, das der Zeit ein Zeichen;
Nicht gesprochen bei festlich lärmendem Mahl,
Wo die Weine und Worte sich gleichen.
Er hat es gekritzelt mit sterbender Hand
Auf einen blutigen Fetzen Papier:
‚Hier falle ich für das Vaterland,
Nun laßt mich auch liegen hier.

Bringt mich nicht in die Fürstengruft,
Laßt mich bei den Kameraden,
Eine Salve hinauf in die fremde Luft
Schafft Heimat für tote Soldaten.
Auch will ich kein Denkmal von Erz oder Stein,
Ein Holzkreuz sollt ihr mir setzen.
Will einer von Deutschlands Söhnen sein
Nichts weiter' – das stand auf dem Fetzen.
Er sprach es nicht unterm Fürstenhut,
Schrieb's unter zerschossenem Helme,
Drum ist es wahr, und drum ist es gut,
Ein Trutzwort jedem Schelme:
Heut gibt's nicht Graf, nicht Fürst, nicht Prinz,
Heut gibt's nicht Hans, nicht Kunz, nicht Hinz,
Nur deutsche Söhne, die sterben,
Daß wir das Reich ererben."

Und dann wurde vor allen anderen Kämpfen im Westen und Osten der Russenfang Hindenburgs in den Masurischen Seen ein so handgreiflicher, wie auf einem bunten Kinderbilderbogen verständlich gemalter Vorgang rascher, gründlicher Vergeltung, daß man ihn wie einst den Sieg des Alten Fritz bei Roßbach mit wonnigem Behagen genoß, und daß der Generaloberst ein derber Held wurde, von dem man singen und sagen mußte. A. de Nora stimmt an:

„. . . . Wer hat den Feind geschlagen
Mit wohlgezieltem Hieb
Zweimal in vierzehn Tagen,
Daß nichts mehr übrig blieb?
Wer fing ihn, wie man Flöhe fängt?
Wer war's, der ihn im See ertränkt
Und in die Sümpfe trieb?

Der Hindenburg, der alte Reck',
Der Russentod, der Russenschreck,
Der hat den Feind geschlagen,
Daß nichts mehr übrig blieb ...."

Die Kriegsdichtung läuft in Stimmungsbilder aus. Das Gefühlsmäßige will überwiegen. Und das ist kein Widerspruch, sondern die rechte Ergänzung des Streithaften im deutschen Rätselgemüt. Eine leise Saite des Volksliedes tönt dann mit. Aus der Ferne kommt das alte Landsknechtslied:

„Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Heid', im freien Feld,
Darf nit hör'n groß Wehklagen."

Oder Hauffs „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod," oder auch das jetzt über die Maßen beliebte: „Die Vöglein im Walde, die sangen ach so wunder=wunderschön — in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn."

Hier ist einem Mann aus dem Volke, dem Kesselschmied Heinrich Lersch in München=Gladbach die hübsche Abschiedsweise gelungen:

„Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
Denn wir geh'n, das Vaterland zu schützen.
Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen! ....

.... Liebste, tröste dich, Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den anderen reihen,
Du sollst keinen feigen Knecht dir freien!
Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen,
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen! ...."

„Heiß ist die Liebe,
Kalt ist der Schnee;
Scheiden und Meiden
Und das tut weh.

Rote Husaren,
Die reiten niemals Schritt,
Herzliebstes Mädchen,
Du kannst nicht mit ...."

So singt Löns, und ein Plattdeutscher, Hektor Sylvester:

„Lev voll min leiwe Deeren,
Ik mut zund vun dik gahn,
Den Fiend mit aftauwehren
Un op ehn intauschla'n:
Franzosen un Kusaken
Un sunstges Takeltüg – –
Ween nich! Wei willt schon maken,
Dat uns verblifft der Sieg! ...."

Die köstliche Einfachheit gewinnt Ludwig Thoma in einem kleinen Simplizissimusgedicht „Landsturmmanns Abschied":

„Gib mir den letzten Kuß!
Was wir einander waren,
Wir haben's recht erfahren,
Weil ich nun scheiden muß.

Doch, Mutter, wenn ich geh',
Sollst du nicht drum verzagen,
Sollst es wie andre tragen,
Dein Weinen tut mir weh.

So denke du daran:
Müßt' ich mein armes Leben
Der lieben Heimat geben,
Ist's auch für dich getan."

Alle geheimen kleinen Werte des unsagbar Volkstümlichen fühlt Klabund; seine Soldatenliedersammlung ist gewiß nicht am Schreibtisch ersonnen; Ton und Weise sind ihm wohl, wenn seine Schritte über die Landstraße skandierten, oder wenn er im Dunkel verschwiegener Gassenwinkel wartete, gekommen, ohne daß er weiß, woher. So singen sie sich auch wie von selbst:

„Der Mond steht in den Gassen,
Ade, mein Schatz, ade!
Da die Trompeten blasen,
So muß ich dich verlassen,
Und tut mir doch so weh ..."

oder:

„Faß fest dein Roß am Zügel,
Der Morgen ist erwacht!
Stumm hinter jenem Hügel
Entgleitet schon die Nacht.
Sie läßt noch einmal dunkel
Die blauen Schleier wehn —
Bald wird des Tags Gefunkel
In Blut und Rosen stehn ...

. . . Mein Mädchen, denkst du deines
Freundes in der Schlacht?
Dein wildes Herz, o wein' es
Verzweifelt in die Nacht!
Die Tränen werden regnen
Und trommeln auf mein Zelt –
Ich will den Frieden segnen,
Der bei dir Wache hält."

Ins Ritterliche und Landsknechtsmäßige streifen zwei Reiterlieder; eins von Rudolf Binding, das andere von dem Österreicher Hugo Zuckermann:

„Ich zieh in einen heiligen Krieg,
Frag nicht nach Lohn, frag nicht nach Sieg.
Ich bin ein heiliger Reiter.
Kein Kreuz such ich und keinen Gral,
Und bin doch heilig tausendmal
Als meiner Sache Streiter

Nun bin ich ledig aller Laun'
Und Gunst der Welt und Gunst der Fraun
Ich bin ein heiliger Reiter.
Mein Herz schlägt still bewehrt in mir,
Still unter mir regt sich mein Tier,
Und sonst regt sich nichts weiter . . . ."

„Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen –
Fall ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben –
Werd' ich der erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel Hunderttausend traben
In Öst'reichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
Fliegen zwei Krähen –
Wann kommt der Schnitter Tod,
Um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'!
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
Auf Belgerad!"

Das letzte Wort sollen die Frauen haben, nicht die, die starke Männergebärden nachahmen, sondern die Tapferen, die daheim sitzen mit ihrem Herzen voll Not und Bangen und Zuversicht, – die Bräute und Mütter. So eine namenlose Dichterin:

„Noch fühl' ich den Druck seiner lieben Hand,
Er reichte sie lachend vom Pferde;
Den Strauß, den ich an den Speer ihm band,
Er nahm ihn mit in Feindesland – –
Und mit in die kühle Erde.

Und bin ich nun auf der Welt allein,
So will ich doch nicht klagen;
Ich will, wie du, auch tapfer sein
Und deinen Tod noch benedein,
Wenn nur der Feind geschlagen!"

„Wir Mütter" — wie mutig das T. Resa bekennt; und wie stolz es an jedem Strophenschluß klingt: „Meiner ist auch dabei!" .... Meiner war dabei, als sie hinauszogen, Deutschlands Blüte für Deutschlands Ehre; es mußte sein. Wir klagen nicht; nur manchmal bleiben wohl zwei Mütter beisammen stehen und reichen sich die zitternde Hand ... Und dann zum Schluß:

„.... O Zeit so hart! — o Zeit so groß!
Wir alle tragen das gleiche Los,
Ein einz'ger Gedanke mit uns geht,
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet:
„Herrgott, laß Deutschland nicht verderben,
Für das unsere Söhne bluten und sterben!" —
Herr, höre der Mütter Schrei! —
— Meiner ist auch dabei.

Und vor mir steigt's auf — eine Vision:
Ich höre den Sturm der Glocken schon,
Trommelwirbel und Hurraruf —
In Rosen versinkt der Rosse Huf.
Von Siegesgeläut die Luft erdröhnt,
Sie kommen, sie kommen! — Lorbeergekrönt,
Von Jubel umbraust, von Fahnen umwallt,
Und über die deutschen Lande schallt
Ein einziger jauchzender Schrei:
— Und meiner ist auch dabei!"

Der Lügenfeldzug





Der Lügenfeldzug

Wenn die Herzen kochen, dampft der Verstand; Lügensamen gedeiht am üppigsten in den Kriegsjahreszeiten. In den Gräben neben der Heerstraße, über die die Schlachten ziehen, wuchern abenteuerliche Mißverständnisse, sinnlose Schauermärchen, irrsinnige Phantasie, wahnwitzige Übertreibungen. Würdelose Tageblattschreiber pflücken sie und setzen sie der gläubigen Menge als Speise vor. Aber das alles welkt schnell von selbst, und wir denken wie der Alte Fritz: Habe nur den festen Willen, allen, die dir entgegentreten, Maulschellen zu geben, dann kannst du Hölle und Teufel trotzen und kannst auch ruhig die Zeitung lesen und den Aufschneidereien deiner Feinde lauschen; du wirst schon mit Ehren bestehen!... Aber was uns unsere Feinde getan haben, ist mehr. Sie haben die bewußte Unwahrheit zum schlauen System gemacht; sie führen gegen uns einen Lügenfeldzug.

Die erste Tat der Engländer war, daß sie die Kabel zerschnitten, die Deutschland mit der Umwelt verbanden: sie wollten die Wahrheit töten. Dann mobilisierten sie im Verein mit Frankreich, Belgien und Rußland gegen uns ein Heer von Entstellungen, Verleumdungen, Verdächtigungen und Fälschungen, die Reserve der Ehrlosen und Feiglinge.

Es galt zunächst, den Kleinmut zu überschreien, den in ihren Ländern ihre ersten Niederlagen erweckten, das nüchterne Denken der breiten Menge zu verwirren und die kriegerische Lust ihrer Völker zu

stacheln. Nun, der Starke bedarf solcher Mittel nicht; er verzeiht sie schließlich dem Schwachen und lächelt mit dem Sprichwort: „Lügen haben kurze Beine". Dann aber wurden andere Lügen ausgeschickt, jene gemeinen Verdächtigungen der deutschen Kriegsweise und des deutschen Soldatencharakters. Sie sollten vor allem die rohen Bestandteile der belgischen und französischen Landbevölkerung zu einer heimtückischen, tierischen Wut gegen die Sieger und zu feigen Meuchelmordgelüsten gegen die Wehrlosen erziehen. Und diese Lügen waren verbrecherische Handlungen. Und dann wurde die ganze Lügnerei, die Donquichotterien und die Perfidien, mit kluger, spitzbübischer Berechnung und britischer Gewissenlosigkeit auf allen Wegen durch das neutrale Ausland geleitet, um überall in Italien, Spanien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, in Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, in Amerika, Asien, Afrika, Australien eine Abscheu gegen das Deutsche Reich zu züchten. Die Telegraphenbureaus, die Zeitungen standen weithin stumpfsinnig oder fanatisch im englischen Söldnerdienst; sie belogen und betrogen das Urteil der Masse, damit auf der ganzen Welt das Glaubensbekenntnis gelte: Deutschland ist der frevelhafte Friedensstörer; ihn zu zermalmen ist die Ehrenpflicht der Menschheit.

Heute ist es fast heiter, in dem Lügenkalender der fremden Zeitungen zu blättern; die Arglist von einst sieht, nachdem die Falschheiten von den Tatsachen überholt sind, wie armselige Dummheit aus: „Die Sozialdemokraten haben in Berlin einen Aufstand gemacht, die Polen eine Revolution in Posen, die Elsässer in Straßburg und Mülhausen .... Liebknecht und Rosa Luxemburg sind erschossen, weil sie die preußischen Soldaten zur Fahnenflucht bewogen .... Das Königreich Sachsen hat sich gegen den Krieg erklärt .... Zwei deutsche Regimenter, Husaren und Ulanen, sind bis auf drei Mann vollständig vernichtet .... Am 5. August sind die Kreuzer

Göben, Breslau und Panther bei Gibraltar zum Sinken gebracht...
Vier deutsche Kriegsschiffe sind von der englischen Flotte an der Doggersbank in den Grund gebohrt... Metz ist in französischen Händen.... 500000 Engländer fallen den Deutschen in die Flanke....
Cuxhaven ist von den britischen Kriegsschiffen erobert.... Die englische Armee zieht morgen in Hamburg ein.... In Königsberg und Graudenz stehen die Russen.... 400000 Russen sind auf dem Wege nach Berlin. .."

Die regste Betriebsamkeit entwickelte der Lügenkrieg, als es galt, die schöne, ungestüme deutsche Waffentat, die die gewaltige Festung Lüttich am 7. August fast im ersten Ansturm nahm, aus der Welt zu schaffen.

Das englische Generalkonsulat schlug in Konstantinopel ein Plakat an und teilte mit, daß am 8. August in der Nordsee nicht weniger als 22 deutsche Kriegsschiffe vernichtet worden seien und daß die Engländer selbst in dieser gewaltigen Seeschlacht nur vier Kreuzer eingebüßt hätten. Alle englischen Schiffe im Hafen legten Flaggengala an... Am Tage nach der Eroberung Lüttichs gab der König Albert einen Armeebefehl: „Unsere Kameraden haben jeden Ansturm abgeschlagen; kein einziges Fort wurde von den Feinden erobert. Lüttich ist noch immer in unserer Macht. Fahnen und viele Kriegsgefangene sind die Trophäen dieser Tage." Der Pariser „Matin" setzte den Lesern die Nachricht vor, daß der General Emmich einen Waffenstillstand erbeten habe; und bald eine andere, daß er sich im Lazarett das Leben genommen habe. Noch am 10. August behauptete eine amtliche belgische Mitteilung: „Nach fünftägigen Kämpfen hat die deutsche Armee für den Augenblick ihre Angriffe auf Lüttich abgebrochen; alle Forts waren heute um 11 Uhr vormittags in den Händen der Belgier." Und zu gleicher Zeit lasen die Einwohner

Brüssels diesen Maueranschlag: „Revolution in Deutschland! Italien und die Schweiz haben Deutschland den Krieg erklärt! Große Schlacht bei Lüttich! 60000 Deutsche gefallen, 40000 gefangen! Die deutsche Armee in voller Flucht über die Grenze! Die belgische Armee hat nur 300 Tote!" Am 14. August, also eine ganze Woche nach dem Falle der Festung, ging aus London das Funkentelegramm in die Welt: „Die Forts von Lüttich sind noch immer unversehrt; der deutsche Vormarsch durch Belgien ist gescheitert." Ganz toll aber spreizte sich die Brüsseler Zeitung Dernière Heure am 10 August: „Auf ewig wird es Lüttichs Ruhm sein, die ersten Horden aufgehalten zu haben. An seinen Mauern hat sich die erste Woge gebrochen. Es ist davon mit Blut bespritzt worden: sein Schmuck ist um so schöner. Der Purpur paßt zu seiner tragischen Schönheit: Wenn man es fragen könnte, würde es antworten: Mein Gewand war nicht rot genug. Seht sie, die Stadt, aufgerichtet, groß, mit ihrem entschlossenen Gesicht, mit ihren Fieberaugen unzählige Heere herausfordernd. Ihr Mund zuckt krampfhaft. Sie ruft: Man kommt nicht durch! Man wird nicht durchkommen! Das ist die erhabene Haltung Spartas vor Xerxes! Man kommt nicht durch! Das fiebernde Europa richtet den Blick auf sie; von der ganzen Erde schallen Rufe der Bewunderung. In diesem tragischen Augenblicke beherrscht sie die Welt, schön, wild, aufgerichtet in Ruhmeshaltung ...." Allererbärmlichste Schauspielerei von einer Korona von geistig Blinden — oder Kindern. Und wir dürfen wieder lächeln; wir haben die sachliche Wahrheit in den Depeschen des deutschen Generalquartiermeisters von Stein — Worte im Lapidarstil, das heißt Steinschrift.

Nun aber von den Lügen der Irrenhäusler zu den Lügen der Zuchthäusler. Die russische Heeresleitung verteilte in allen Eskadrons und Kompagnien eine Feldzeitung, die mit Posaunenschall verkündet: „Es ist Rußlands Mission, die Freiheit und die Zivilisation und den

Fortschritt vor deutscher Tyrannei, Barbarei und Unkultur zu schützen!" Und damit der Ideenschatz des Kosakengemüts den Charakter des deutschen Kaisers recht in sich aufnehme, wird er in der Sprache der russischen Kulturapostel als wahnsinniger Cäsar, Berliner Verbrecher, betrunkener Mörder, sinnloser Trunkenbold bezeichnet.

Der „Figaro" nannte in einem Aufsatze vom 31. August die Franzosen, Russen und Engländer die drei edelsten Nationen Europas, die Deutschen aber einen „in Laster versunkenen, unzurechnungsfähigen Gegner." Dann heißt es:

„Und wie er nichtswürdig ist, der Gegner! Das ist kein menschliches Geschöpf, das ist ein Scheusal. Es verzehret nicht die kleinen Kinder, es läßt sie erwürgen. Es äschert nicht Rom ein, um sich in raffinierter Verkommenheit an dem Schauspiel zu weiden, es legt die Fackel an ärmliche Dörfer! Der kaiserliche Narr will das ganze All in Schrecken halten, sich brüsten vor der Welt, wie einst Alexander ... Er hat ein knechtisch ergebenes, brutales Volk dressiert, wie man Hunde abrichtet. Diese Riesenmeute hetzt er jetzt auf uns los, und wir werden große Mühe haben, uns zu verteidigen. Aber diesem Höllendrachen fehlt das klare Ziel in seinem Wüten, seiner Blutrunst fehlt die Politik, und als einziger Genosse gesellt sich ihm nur ein heimtückischer, greisenschwacher Monarch zu ...

Wir haben die Gewißheit, daß die Russen in einem Monat in Scharen in Berlin sein werden. Wenn Paris gelitten haben sollte, wird Berlin bezahlen ... Der Sieg mag auf sich warten lassen, sein Preis kann teuer sein, aber wir sind seiner sicher. Und welch ein Sieg! Die Aufteilung zweier Reiche, der rettungslose Untergang der Hohenzollern und der Habsburger. Unsere Söhne werden das germanische Schreckgespenst nicht kennen lernen, denn in sechs Monaten wird es kein Deutschland mehr geben ... England und Rußland werden das Untier nicht mehr loslassen. Sie werden ihm die Hauer

und die Krallen ausreißen und es für immer außer Möglichkeit setzen, zu schaden.

Und wie die Zukunft uns entgegenstrahlt, nach solcher Prüfung! Frankreich, Rußland, England geeint durch die Mischung ihres Blutes. Sie ergänzen sich durch die Verschiedenheit ihres Genies und verbürgen so die Weltharmonie.

Und endlich — welch zivilisierter Geist, welche christliche Seele ist nicht in Gedanken und Gebeten mit diesem dreifachen Heere, das wie einst Herkules, Theseus und Perseus alles daran setzt, die Erde zu säubern von dem grauenhaftesten Ungeheuer, das sie je getragen, von dem unmenschlichen, herzlosen Kaiser, für dessen asiatische Wildheit in Europa kein Platz ist."

„Zivilisierter Geist und christliche Seele" führen das Wort der Dummheit und Bosheit. Über den Nachrichten des „Journal du Pas de Calais" las man am 11. September diese Überschriften: „. . . . Die Hungersnot in Berlin . . . Die deutsche Kronprinzessin ist mit einem General durchgegangen . . . Der zweite Sohn des Kaisers Gefangener in Antwerpen . . . . Zum zweiten Male Selbstmordversuch des deutschen Kaisers . . . . Die Kaiserin beantragt Scheidung . . . . Kaiser Franz Joseph seit vierzehn Tagen tot . . . " Noch im Oktober druckten englische und französische Tageblätter den Bericht von einer schweren Verwundung des preußischen Kronprinzen, und die Daily Mail veröffentlichte den Brief einer Engländerin, die sein feierliches Leichenbegängnis in Berlin beschrieb

Die Bukarester Zeitung Dreptatoa brachte am 18. August dies: „Die Wildheiten der deutschen Rasse entschleiern sich in Blut. Die deutschen Frauen haben begonnen, um den Hals Ketten zu tragen, gebildet aus den Augen, die deutsche Soldaten den französischen Verwundeten ausgestochen haben. Eine dieser Halsketten ist auf dem Wege von Rumänien nach Rußland expediert worden."

Wie unveränderlich hartnäckig sich doch immer und immer die Franzosen ihre Ohren gegen die Predigt der geschichtlichen Wahrheit verstopft haben! Ulrich von Hutten spitzte dies Epigramm auf sie, als sie dem siegreichen Kaiser Karl V. andichteten, er wäre vor ihnen geflohen:

„Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden,
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh' es so schlimm,
Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,
Wenn nur der Kaiser indes Taten um Taten vollbringt.
Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug,
Während mit Siegergewalt er dich im Nacken bedrängt."

Napoleon I. mißbrauchte die Presse, um das Volk in einem immerwährenden Siegestaumel zu erhalten. „Was man den Franzosen dreimal sagt, halten sie für wahr," versicherte er. Und Heinrich von Kleist urteilte damals: „Die französische Journalistik ist die Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut hält. Der Journalismus ist bloß Sache der Regierung, und alle Einmischung der Privatleute ist verboten." Wie die Zeitungen im ersten Kaiserreich logen, so logen sie auch im zweiten. Vom verächtlichen Reporter an bis zum gewissenlosen Schwindler Palikao ging ein großes Lügen, Schimpfen, Prahlen durchs ganze Land. Der Magen des Volkes hatte die Kraft verloren, um gesunde, unverfälschte Kost zu vertragen. Auf die Wahrheitszeugen hörte kein Mensch. Emile Olivier erzählt in seiner Geschichte des zweiten Kaiserreichs von dem Tage, als die Kaiserin Eugenie die Meldung der französischen Niederlage bei Weißenburg erhalten hatte: „Auf der Place de la Concorde traf ich auf Pferde, die kleine Fahnen auf ihren Köpfen trugen; ich sah empor und bemerkte, daß viele Häuser geflaggt hatten. Ich fühlte einen unbeschreiblichen Druck auf dem Herzen. Ich hielt einen

Vorübergehenden an und fragte ihn: ‚Warum diese Fahnen? Es gibt doch nichts Neues?‘ Der andere antwortete freudestrahlend: ‚O gewiß, mein Herr, man hat soeben an der Börse die Nachricht von einem großen Siege Mac Mahons angeschlagen. 25000 Gefangene sind gemacht, und der Kronprinz von Preußen ist darunter.‘ Die Wirkung der gefälschten Depesche war unbeschreiblich. Die Menge zerstreute sich über die Straßen, um das Glück allen zu verkünden. Die Bravos, die Schreie, der Gesang der Marseillaise wurden mit Begeisterung aufgenommen, und die Erregung war in ein Delirium umgeschlagen ....“ Auch Flaubert rief damals verzweifelt: „Also dahin hat uns der Wahn geführt, immer die Wahrheit verschleiern zu wollen!“ Francisque Sarcey schloß sich an: „In der ganzen Pariser Presse herrschte wie auf Verabredung ein Lügengewebe, das der nationalen Eitelkeit schmeichelte. Wenn die Franzosen besiegt waren, schrien sie Verrat! Wie hätten denn die Franzosen von der Alma, von Magenta und Solferino fliehen können! Man pries den Ruhm der Rückzüge, und die Feinde waren natürlich Panduren, Hunnen, Vandalen. Wir gossen alle Schimpfwörter, mit denen unser geschichtliches Wörterbuch uns versah, über ihre Häupter aus – in gutem Glauben. Ach, wie wenige waren doch unter uns imstande, sich über die Fortschritte Rechenschaft zu geben, die dies kleine unscheinbare Preußen, das sich uns so furchtbar zeigte, gemacht hatte, nicht nur im Waffenführen, sondern auch in der Wissenschaft und Kunst, die das Vorrecht und die Zierde des Friedens sind ....“

Den französischen Lügen mag immerhin zu der Beschränktheit und Böswilligkeit eine große Portion jener Windbeutelei zugesetzt sein, die sie selbst Tabaksbeutel, blague, nennen. Englands Lügen sind ehrlos, und der starke Beigeschmack von Pharisäertum macht sie widerlich. Und ist es in Frankreich die Journalistik, so ist es in Eng-

land die Regierung selbst, die sich zum Straßenstil und zur Geschichtsfälschung hergibt. Lloyd George erhielt von seinem eigenen Volke den Beinamen der Lügenminister, the lying minister; und gern wollen wir das Wort weitergeben: „Er lügt wie ein englischer Minister".

England hat heute mit denselben fadenscheinigen Beweisstücken einen Krieg heraufbeschworen, mit denen es 1854 den Krimkrieg verschuldet hat; auch damals hat es die Phrase von der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts in die Welt geschrieen: „Europas Freiheit muß gegen Rußland verteidigt werden!" „Das ist Phrasengeklingel", rief in jenen Tagen die Opposition im Parlament, „wenn diese Phrase immer ein Argument für den Krieg sein soll, dann wird es uns Engländern niemals an einem Vorwande für einen Krieg fehlen." Historisches Alter hat die englische Lügnerei gewiß. „Wenn auch alle Christen die Wahrheit sagen, ihr Engländer lügt doch!" schrieb ihnen vor 123 Jahren der türkische Sultan.

Napoleon I. notierte: „Die englischen Beamten berichten über jeden Gegenstand doppelt, offiziell und erlogen für die Akten, vertraulich und wahrheitsgemäß für den unmittelbaren Gebrauch der Minister." Richard Wagner schrieb: „Von der Nichtswürdigkeit, Bestochenheit und Gemeinheit der englischen Presse ist jeder, der hier in London lebt, so innig überzeugt, daß ich mich nicht gerne auch nur mit dem Anfassen solch eines Blattes besudele." Und Francisque Sarcey erinnert sich des Jahres 1870: „Die systematische Verleumdung der englischen Zeitungen, ihre kalte und höhnische Böswilligkeit hatten uns erbittert; wir haßten die Engländer aufrichtig und können das nie vergessen. Wenn es uns jemals vergönnt ist, ihnen einen schlimmen Streich zu spielen, werden wir dem Zorne blind folgen..."

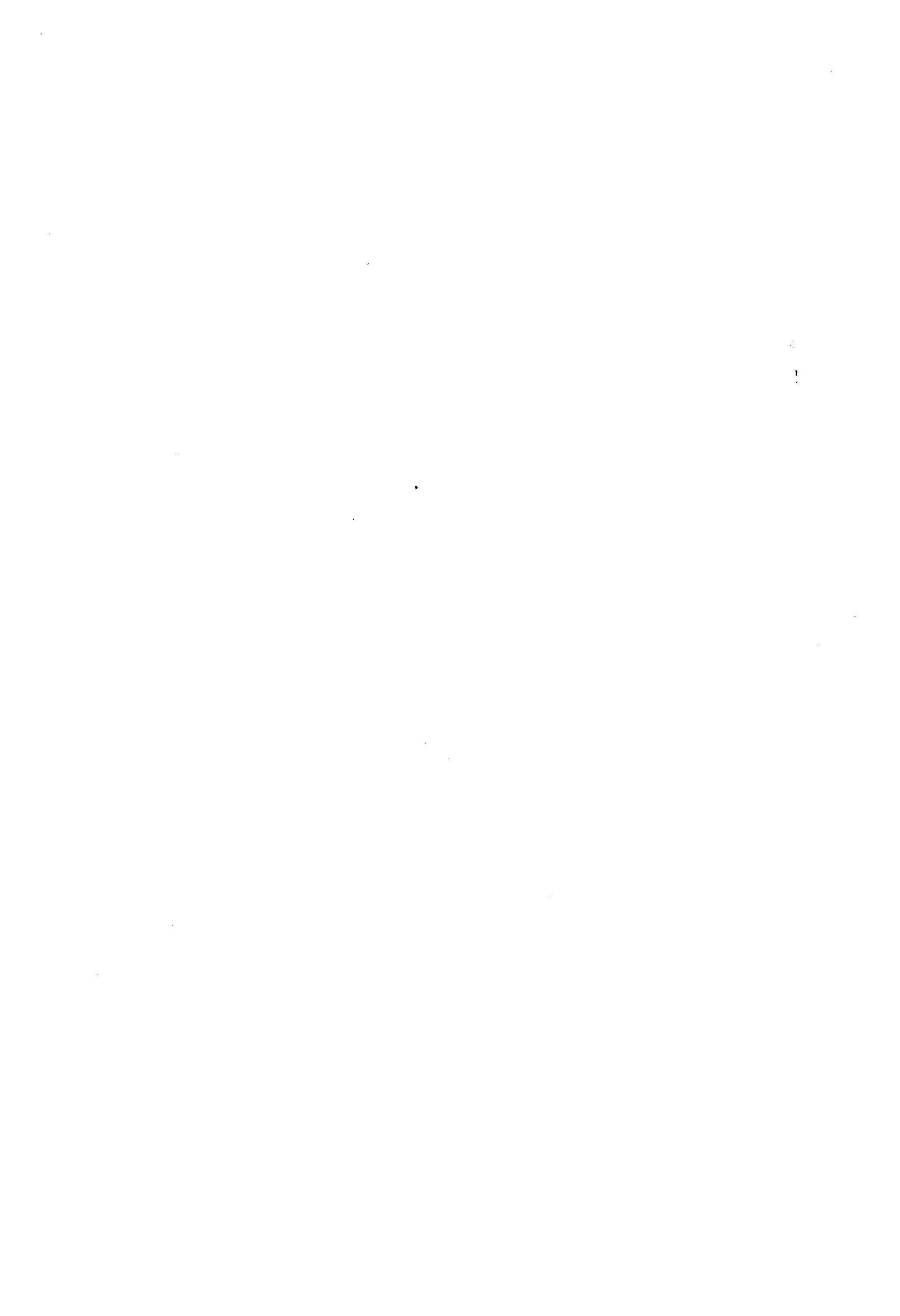
Die englische Presse bevorzugte jetzt in ihren Siegeslügen die Russen vor den Franzosen; die geographische Unkenntnis ihrer Leser machte hier die Meldungen ganz und gar unkontrollierbar. Ein großer Sieg der Kosaken reihte sich an den andern zur glänzenden Siegesbahn. Von Hindenburg bekamen die Londoner nichts zu lesen. Und dann – welche Ruhmesspiegelei, als die englische Armee auszog, das Rückgrat der Verteidigung Antwerpens zu werden! Zwischen solchen Kapiteln, die an sich schon übel genug riechen, stehen nun aber die Verleumdungen und Beschimpfungen, Dokumente einer niederträchtigen Gesinnung, die sonst auf der Welt längst von der anständigen Gesellschaft abgestoßen ist. „Deutsche Greueltaten", „Die brutale blonde teutonische Rasse", „Unser Krieg gegen die Hunnen", schreien sie den Lesern zu. Aber mit der Entrüstung über die erlogenen deutschen Grausamkeiten verträgt sich in dem nationalen Volkscharakter gleisnerisch genug der Aufruf zur rohen Vergeltung. Die „Daily Graphic" getraut sich am 30. August zu ihren Lesern zu sprechen:

„Nieder die Deutschen! Nieder sie alle!
O Heer, o Flotte, o bringt sie zu Falle!
Sollt keinen verschonen von den falschen Spionen!
Ihre Zungen abschneiden! Ihre Augen auskrallen!
Nieder, nieder mit ihnen allen!"

Die „Daily Sketch" macht für die Behandlung der Deutschen, die in England zurückgeblieben sind, diese Vorschläge: „Man lasse aus unseren Gefängnissen die körperlich tauglichen Sträflinge hinaus, damit sie im Heere und in der Flotte dienen, und setze dafür die deutschen Reservisten und Kriegsgefangenen hinein . . ." „Man bringe alle Deutschen auf alte Schiffe, lasse diese fünf Meilen aufs Meer hinausfahren und benutze sie als Schießscheibe für unsere neuen Marinefreiwilligen . . . ." In derselben rohen Gesinnung



DIE LUEGENPRESSE *



halten sich die Ausfälle gegen unsern Kaiser. Lord Curzon, der frühere Vizekönig von Indien, nannte ihn in einer seiner Volksreden „den Talmi-Napoleon des heutigen Krieges". Und in dem Ton, den der Aristokrat angegeben hatte, schimpfte die Presse weiter. In der Daily Chronicle vom 1. September wurde das Verlangen laut, mit dem Kaiser kurzen Prozeß zu machen und ihn mit dem Tode zu bestrafen, wenigstens aber ihn für Lebenszeit nach St. Helena oder nach einer noch einsameren Insel zu verbannen. „Die Missetaten eines Abdul Hamid verblassen vor der Moral und den Taten dieses Mannes". Und dann auch hier neben den unverhüllten Pöbelmanieren das Verbrecherische. Die „Times" betrog am 11. September die Welt mit dieser kriminalistischen Fälschung: Sie nahm den klaren Bericht des deutschen Generalquartiermeisters vom 10. September, der lautete: „Unsere Truppen haben in schweren zweitägigen Kämpfen den Gegner aufgehalten und selbst Fortschritte gemacht. Als der Anmarsch neuer feindlicher Kolonnen gemeldet wurde, ist ihr Flügel zurückgenommen worden. Der Feind folgte an keiner Stelle. Als Siegesbeute dieser Kämpfe sind bisher 50 Geschütze und einige Tausend Gefangene gemeldet". Und sie änderte ihn und brachte ihn ausdrücklich als amtliche deutsche Meldung mit der Unterschrift Steins so: „Die deutsche Armee hat den Gegner aufgehalten und selbst Fortschritte gemacht; aber starke feindliche Kolonnen kamen zu Hilfe, und der Feind gewann die Schlacht, die Deutschen zum Rückzuge zwingend. 50 Kanonen wurden genommen und einige Tausend Gefangene gemacht." Über der Lügenschrift stand groß gedruckt als Überschrift: „Berlin gibt die Niederlage zu. Tausende von Gefangenen gemacht."

Gegen die englische Pest und Cholera wehrte sich der deutsche Reichskanzler in seiner gelassenen, rechtlichen Art. Am 2. September richtete er aus dem Großen Hauptquartier eine Mitteilung an

die Vertreter der amerikanischen United Preß und Associeted Preß. Er verteidigte Deutschland gegen den Vorwurf des willkürlichen Friedensbruches, rechtfertigte die Besetzung Belgiens und wies die englischen Presselügen über deutsche Kriegsgreuel zurück. Mit derselben überzeugenden Sachlichkeit setzte dann am 10. Oktober die deutsche Regierung eine Denkschrift auf, die die Grausamkeiten der französischen Soldaten und ihre Verbrechen gegen das Völkerrecht summierte.

Sie verzichtete auf die Wiedergabe wilder Gerüchte und brachte nur die Tatsachen, die durch eidliche Zeugenaussagen vor Gericht einwandsfrei erwiesen waren. Und es wurde ein langes Register französischer Schuld. Zu gleicher Zeit schlossen sich die deutschen Gelehrten und Künstler zu einer Legion der Wahrheit zusammen und wahrten die Ehre des Vaterlandes gegen die Lügenangriffe:

> „Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle! ... Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegsführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber tränkt das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dumdumgeschosse unseren Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen ...“

Als im Jahre 1812 der schauerliche Totentanz Napoleons aus Rußland schlich, waren es unter allen Nationen die Deutschen ganz allein, die in ihren Berichten herzliche Worte des Mitleids fanden; und die Bürger Ostpreußens nahmen die von Gott geschlagenen

Feinde, die Schmutzigen, Elenden und Siechen, voll menschlichen Erbarmens ins Quartier und pflegten sie und heilten und tränkten und speisten. Im August dieses Jahres erlag ein französischer Offizier in Frankfurt am Main im Krankenhause der Schwestern des heiligen Vincent von Paul seinen Wunden. Er hatte im Fieber nach seiner Mutter gerufen. Das ging einer deutschen Frau, die auch ihren einzigen Sohn im Felde hatte, so zu Herzen, daß sie der armen Mutter, die sie nicht kannte, alles schrieb, was sie über die letzten Stunden des jungen Soldaten erfahren konnte. Man muß den Brief aufbewahren, denn er ist ein Monument deutscher Herzenskultur:

„... Sie können versichert sein, gnädige Frau, daß ihr lieber Sohn mit der größten Sorgfalt verpflegt worden ist und daß man nichts vernachlässigt hat, um sein junges Leben zu retten. Das wird Sie ein wenig trösten, Sie und Ihren Gatten in Ihrem großen Schmerze. Der Gedanke, daß ein Priester ihm in den letzten Stunden beigestanden hat und daß sein Tod heilig gewesen ist, wird Ihnen helfen, Ihr Haupt unter die Hand des höchsten Herrn über Leben und Tod zu beugen. Ihr Sohn ist als Held für sein Vaterland gestorben und schläft jetzt zwar in fremdem, aber gesegnetem Boden, wo er die Auferstehung erwartet und wo er die Seinen, die jetzt seinen Verlust beweinen, wiedersehen wird, um sie nicht mehr zu verlassen.

Seine Bestattung fand am Dienstag, den 1. September, statt beim Geläute der Glocken der Kathedrale. Er erhielt alle militärischen Ehren. Unsere zwei Kriegervereine mit ihren Fahnen, die von schwarzem Flor bedeckt waren, bildeten das Ehrengeleite. Ein blauer Himmel glänzte über dem offenen Grabe, als die drei Ehrensalven abgegeben wurden. Möge er in Frieden ruhen!

Ich erlaube mir, Ihnen einliegend einige Zweige von dem Lorbeerkranz zu schicken, den die Kriegervereine auf dem Grabe niedergelegt haben, sowie einige Ausschnitte aus der

hiesigen Zeitung. Sie werden darin sehen, wie sehr man Ihren lieben Sohn geehrt hat."

Wie hier die deutsche Mutter denkt, so denken auch die Söhne deutscher Mütter.

Als 1814 die französischen Soldaten durch ihr eigenes Land flüchteten, trösteten sie ihre Landsleute in den verängstigten Dörfern: „Habt nur vor den Preußen keine Angst; die tun euch nichts; das sind alles tapfere und anständige Leute". Im Jahre 1871 bekannte Bismarck: „Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, feuchtem Lager, wenig Schlaf — und doch so freundlich gegen alle; da ist kein Plündern und Sengen; sie bezahlen, was sie können." Das ist alte Scharnhorstsche Kultur. Deutsche Soldaten teilen noch heute ihr Brot mit den kriegsgefangenen Belgiern, nähren mit ihrer Speise das verarmte französische Bauernvolk, retten die Hilflosen aus brennenden Häusern, verbinden die verwundeten Feinde auf dem Schlachtfelde sorgsam, als seien es Kameraden. Unser Heer ist eine Offenbarung sittlicher Gewalt, es sind Männer bester Art.

Durch Lügengewebe künstliche Schranken des Hasses zwischen unseren Kindern und unseres Feindes Kindern aufzubauen, bedeutet ein Verbrechen gegen die Zukunft. Wenn der Krieg vorüber ist, müssen wir ihn vergessen. Der so dachte, ist ein Engländer von unbeirrter Gesinnung, der Dichter Jerome K. Jerome. Und er fügt hinzu: „Ein tödlich verwundeter deutscher Ulan nimmt ein Kind in seinen Arm und küßt es. Er hätte gern sein eigenes Kind geküßt, ehe er starb. Aber da es nicht sein konnte, — allen Kindern ist etwas gemein: die Augen, so tief, so verwundert in die Welt schauend ... Tiefer senken sich die Schatten des Todes. Wenn aus den geschwärzten Ruinen das erste junge Grün wieder sproßt, dann ist es an uns, des

sterbenden Ulanen zu gedenken, der ein französisches Kind statt des eigenen in den Arm nahm"

Neben den Ministern und den besoldeten Zeitungsgladiatoren traten auch die freien Künstler und Dichter der feindlichen Völker in die Arena. Die Zerstörung der Kunstschätze in Löwen und die Beschießung der Kathedrale in Reims rief sie heraus. Leute, die vorgestern vielleicht noch keine Ahnung von diesen Denkmälern gehabt hatten, entrüsteten sich nun über die deutschen Schandtaten. Es waren Namen wie Saint-Saëns, Maurice Donnay, Alfred Capus, Maurice Barrès, Romain Rolland, Hanotaux, Bergson, Leon Cavallo, d'Annuncio, Maeterlinck, Verhaeren, Hodler, Shaw, Wells. Und sie, die Alliierten der widerlichen Senegalneger und meuchlerischen Ghurkas, deklamierten: „Deutsche, seid ihr die Enkel Goethes oder Attilas?" Es bedurfte einer ernsthaften Abwehr nicht. Es hätten ein paar Worte aus Gerhart Hauptmanns Antwort an Romain Rolland genügt:

> „... Weit besser, Sie nennen uns Söhne Attilas, machen drei Kreuze über uns und bleiben außerhalb unserer Grenzen, als daß Sie uns eine empfindsame Inschrift, als den geliebten Enkeln Goethes, auf das Grab unseres deutschen Namens setzen. Das Wort von den „Hunnen" ist von solchen Leuten geprägt, die sich, selber Hunnen, in ihren verbrecherischen Anschlägen auf das Leben eines gesunden und kerntüchtigen Volkes getäuscht sehen, weil dieses Volk einen furchtbaren Stoß noch furchtbarer zu parieren verstand. Der zur Ohnmacht Verurteilte greift zu Beschimpfungen ..."

In der Zeit, da die Waffen den Gang der Welt übertäuben wollen, gründen sich die Frankfurter, wie es 1810 in den Notstandstagen die Preußen in Berlin taten, eine Universität, um im Kriege das Werk des Friedens zu rüsten. Handelsherren und Kaufleute gesellen zu ihrer Arbeit die Wissenschaft. Das ist Hingabe an eine hohe

Idee; so denken die Enkel Goethes in seiner Vaterstadt und im ganzen Deutschland.

Es gibt keine inbrünstigeren Anbeter der Wunderwerke göttlicher Kunst, als es die Deutschen sind; jeder, auch der gewöhnliche Soldat, bringt diese Verehrung aus seiner Schule mit, und in allen, die das Gewehr tragen, steckt ein Stückchen vom Denker und Dichter Als sie ins Feld zogen, hat mancher in seinen Tornister zu der eisernen Ration einen Band Homer gelegt oder den Faust oder die Bibel oder den Zarathustra. Unter den Verwundeten, die vom Kriegsschauplatze heimwärts gebracht wurden, las einer still in einem Buch; der Titel hieß „Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge". Ich fragte ihn verwundert: „Was haben Sie denn für einen Beruf?" — „Ich bin nur ein Arbeiter."

Solche Soldaten zerstören nicht, um zu zerstören. Und die Träne, die um einen einzigen dieser Braven eine deutsche Mutter weint, wiegt in Gottes Wage schwerer als das Geschrei der Ästheten um eine zerschmetterte gotische Kirchturmspitze, die unserm Artilleriefeuer im Wege stand.

Es wäre eine leichte Mühe, eine lange englische Sündenliste zusammenzustellen aus allen den Greueln, die sich in die Geschichte Indiens und Irlands flechten. Und man könnte dann anfügen, wie der berühmte Admiral Nelson im Jahre 1807 aus Zweckmäßigkeitsgründen die offene Stadt Kopenhagen unbarmherzig zu Trümmern zusammenschoß, und wie 1882 der andere berühmte Admiral Seymour allem Völkerrecht entgegen in das wehrlose Alexandria rücksichtslos seine Bomben warf. In unseren Rheinlanden stehen an allen Wegen die Ruinen der Schlösser und Kirchen, Andenken der Mordbrennerfahrten des allerchristlichen Königs Ludwigs XIV. Im Namen der Vernunft haben die Jakobiner Hunderte von Statuen des Straßburger Münsters

in Stücke geschlagen. Und die kostbarsten Schätze der französischen Museen sind ebenso frech geraubt wie die Parthenonskulpturen im British Museum.

Nun, wenn der Lügenangriff der fremden Artisten auch unsere Künstler in den Harnisch brachte, so wird das deutsche Selbstbewußtsein in der künstlerischen Kultur unserer Zukunft davon Gewinn haben. Mit zufriedenem Lachen mischte sich ein Witzblatt in den Streit: „Doch seit der Fremden Hohn getroffen uns so brutal mit plumper Hand, zieht wiederum ein frohes Hoffen der Geister durch das deutsche Land: Daß bei den Künstlern, bei den Besten die nationale Fahne weht – selbst wenn in dem Berliner Westen ein Bilderhändler pleite geht."

Als Lessing mit seinem Lustspiel „Minna von Barnhelm" die Schlacht bei Roßbach schlug, stellte er dem ehrenhaften deutschen Soldaten einen verächtlichen französischen gegenüber, einen Prahlhans, der zugleich ein Lügner und Betrüger ist. Immer ist seitdem eine Seite des gallischen Wesens für uns in die Worte gefaßt: „Corriger la fortune – das nenn die Deutsch betrügen!"

Unsere Dramen sind Hymnen der Humanität; und als die Höhe der sittlichen Freiheit preisen sie die Wahrheit. Sie steigert sich in Goethes großer Dichtung zur Erhabenheit. „Ihr Götter," so tönt Iphigenies Siegeswort,

> „Wenn ihr wahrhaftig seid, wie ihr gepriesen werdet,
> So zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht
> Durch mich die Wahrheit!"



Die ersten Waffenerfolge





Die ersten Waffenerfolge

Wir können die Kriegsereignisse mit Namen und Datum und mit den Zahlen ihrer Größe und Schwere bezeichnen; wir können sie auch sichten, nach Gruppen ordnen und aufbauen. Das muß uns zunächst genügen, bis die Zeit kommt, die uns auch den geschäftigen Verstand und die wirkende Lebenskraft des Krieges, sein Schicksal, enthüllt.

Der Feldzug des Jahres 1914 muß mit anderen Augen angesehen werden als der von 1870 oder der von 1813 oder gar der Krieg Friedrichs des Großen. Ganz andere Zahlen marschieren auf. Bei Roßbach schlug der König einst mit 22000 Preußen den Gegner, der 41000 Mann stark war. Bei Auerstedt standen sich 50000 Preußen und 30000 Franzosen gegenüber. In Leipzig verfügte Napoleon über 160000, die Verbündeten hatten 260000. Bei Königgrätz waren 220000 Preußen und 206000 Österreicher, bei Gravelotte 180000 Deutsche und ebensoviele Franzosen. Der moderne Krieg aber setzt Millionen gegen Millionen ein.

Von einem Kirchturm, von einer Windmühle aus überschaute früher der Feldherr die Schlacht, oder er hielt weithin sichtbar auf einem Hügel inmitten der prunkenden Suite seiner Generäle, das kleine Fernrohr in der Hand. Die Bewegungen der Heere lagen vor ihm wie ein Panorama; er beherrschte sie mit seinem Auge wie ein Gott. Kolonnen und Geschwader, massig geformt und bunt gefärbt, schoben sich auf dem Felde gegeneinander und durcheinander;

es war ein militärisches Schauspiel von sichtbarem Leben, begreif=licher Entfaltung und verständlichen Einzelheiten. Gegen die Größe einer neuen Schlacht ist unser Auge ohnmächtig, sie entwächst uns; wir fassen sie mit dem Blick ebensowenig, wie wir einen Flußlauf von seiner Quelle bis zur Mündung überschauen können. Aus der Schlacht ist ein Organismus von Schlachten geworden, aus dem Dialog ein ganzes Drama. Das Kämpfen spannt sich auf Hunderte von Kilometern. Diese Kampflinien sind naturgemäß dünn. Napoleon I. rechnete zehn bis fünfzehn Mann auf das Meter seiner Gefechtsfront; jetzt ist die Taktik auf drei Mann hinuntergegangen. Die einzelnen Glieder der Armeeungeheuer rühren sich gelenkiger als früher, aber die Verschiebung der Massen, also die Gesamtbewegung auf dem großen Raume, braucht dafür größere Zeit. Bei Roßbach wartete die Entscheidung eine halbe Stunde, bei Gravelotte einen halben Tag; wir müssen auf wochenlange Fristen gespannt sein.

Als sich die Römer den Cincinnatus zum obersten Feldherrn setzten, mußten sie ihn vom Ackerpflügen herbeiholen; und er kehrte zu seiner bäuerlichen Beschäftigung zurück, als er die Feinde geschlagen hatte. Der schlichte, gerade Bürgerverstand reichte also damals, wenn er sich mit Entschlossenheit und List paarte, aus, um einen Sieg zu gewinnen. Auch die Schlachten des Mittelalters bis zum Großen Kurfürsten hin haben alle ein einfaches, augenfälliges Schema; und selbst der Roßbacher Erfolg war eine bataille en douceur. Dann aber haben sich die Schlachten zu Exempeln verwickelt, zu geistvollen Konstruktionen. Das Genie verbündet sich mit einer anspruchsvollen Wissenschaft und mit technischer Meisterschaft. Und dieser potenzierte Geist arbeitet überall in dem Aufmarsch des Heeres, hinter der Front im Etappengebiet und in der Front selbst, in den Belagerungs= und Stellungskämpfen. Er kann die Situationen in zeitliche Längen dehnen, aus der Feldschlacht einen Festungskrieg machen, aber er

läßt auch die stärksten Festungen einem schnellen Angriffe erliegen. Die technische Vollkommenheit der Waffen hat zu einer Steigerung der Feuergeschwindigkeit und Feuerwirksamkeit geführt. Aber da Freund und Feind dieselbe Vollkommenheit ausnützen, ist auch jeder zu sorgsamerem Schutze gegen sie gezwungen. Die Heere können nicht mehr wie im achtzehnten Jahrhundert in zwei Linien aufmarschieren und mit Salvenfeuer gegeneinander streiten; das moderne Schnellfeuer würde sie in wenigen Minuten niedermähen. Und rückten sie in tiefen Kolonnen an, würde ein Schrapnellungewitter sie zu blutigen Haufen schlagen. Selbst die Schützenschwärme bestehen nicht mehr vor der Taktik; nur unter dem Schutz von Deckungen, von Gräben und Erhöhungen, von Sträuchern, Bäumen, Mauern, Häusern kann der Infanterist an den Feind herankommen; bald stehend, bald liegend, bald knieend muß er suchen, ohne selbst gesehen zu werden, mit seinem Feuer das des Feindes zu dämpfen. Ist der Kampfraum, der ihn schließlich vom Gegner trennt, ohne Schutzmittel, muß er sich im raschen Anlauf auf den eingeschüchterten Verteidiger stürzen oder sich mit dem Spaten Deckung schaffen und wie im Festungskriege von Graben zu Graben vordringen.

Die Verwendung der Eisenbahnen und Kraftwagen, um die Bewegungen zu beschleunigen, die Benutzung des Telegraphen, des Telephons, der Funkentelegraphie und der Lichtsignale zur schnelleren Verbreitung der Meldungen und Befehle, die Anwendung des Ballons und der Flugzeuge, der Scheinwerfer, der Leuchtraketen zur genauen Aufklärung; dazu die Versorgung mit Munition, deren Verbrauch so unendlich größer ist als früher; die Verpflegung der Soldaten durch Feldküchen und Konserven, die Gesundheitsfürsorge, das Lazarettwesen — das alles und tausend andere Dinge mehr sind in den Haushalt der modernen Schlacht eingetragen.

Dem Auge bietet das Schlachtfeld nur einen kleinen Ausschnitt des Gemäldes; und der zeigt nicht viel. Das weite wellige Gelände ist von Waldstreifen durchbrochen. In der Tiefe ein Kirchturm dort und dort. Das Leben scheint erstorben, und doch ist hier eine Schlacht. Die Luft zittert vom Donner der Geschütze; du hörst das rollende Gewehrfeuer. Aber du siehst nicht die Infanterie und die Artillerie. Nur bald da, bald hier zuckt eine dünne, fast farblose Linie kurz auf . . . sie macht einen Sprung vorwärts . . . . dann ist sie wieder unsichtbar. Kleine gerundete Wölkchen schnellen sich durch die Luft. Manchmal tauchen ein paar Kavalleristen fast leise auf . . . . Und weit zurück vor einem Bauernhause werden gesattelte Pferde von Husaren gehalten. Kraftwagen harren und Fahrräder. Offiziere kommen und gehen. Drähte sind vom Felde herübergeleitet. Und in der Stube drinnen sitzt der Feldherr mit seinem Stabe vor der Karte. Das Telephon bringt Meldungen immerfort, und immerfort holt es Befehle. Es ist die Kühle umsichtiger Sachlichkeit hier wie in einem Weltgeschäftskontor. Und sollst du die Stimmung in Worte fassen, würdest du sagen: Sie warten auf etwas.

Die Heeresleitung gibt uns täglich in ein paar kurzen Sätzen aus dem Hauptquartier Rechenschaft von dem äußeren Verlauf des Kampfes; aber ihre Ziele und Züge muß sie sorgsam verdecken. Die Zeitungen verarbeiten die amtlichen Depeschen als Motive zu größeren Kompositionen, die mehr oder weniger vorsichtig in die Tiefe bohren und in die Weite dringen. Die Darstellungen der Kriegsberichterstatter und die Feldpostbriefe der Soldaten bringen kleine Momentaufnahmen der Schlachtfelder nach der Schlacht oder Genrebilder des Kriegslebens. Alle diese Quellen fließen für alle; die Heimlichkeiten sind vorerst in den Akten verborgen.

Kein Krieg ist jemals mit so viel Kriegserklärungen eröffnet. Österreich schickte die Kriegserklärung an Serbien am 28. Juli,

Deutschland an Rußland am 2. August, Deutschland an Frankreich am 3. August, England an Deutschland am 4. August, Belgien an Deutschland, Österreich an Rußland, Montenegro an Österreich am 5. August, Montenegro an Deutschland, Serbien an Deutschland am 6. August, Frankreich an Österreich am 11. August, England an Österreich am 13. August, Japan an Deutschland am 24. August, Österreich an Japan am 25. August, Österreich an Belgien am 27. August.

Auf den Zweifrontenkrieg war der deutsche Generalstab seit langen Zeiten gefaßt; auch der strategische Gedanke stand im Umriß fest. Es galt, mit überlegener Masse in Frankreich einzufallen und diesen Gegner rasch niederzuwerfen. Indessen sollten schwächere Kräfte die russische Offensive aufnehmen, die – man hoffte es wenigstens – wegen der langsameren Mobilisierung auch langsamer einsetzen würde. Nach dem Zusammenbruch der französischen Widerstandsmacht sollte ein größerer Teil der deutschen Armee von Westen nach Osten gebracht werden und dort zusammen mit der Ersatzreserve und den Freiwilligen und den österreichischen Korps den Russen gegenüber auch zahlenmäßig ebenbürtig auftreten.

Die Ergebnisse im Westen nahmen zunächst unser Interesse für sich hin. Sie gliederten sich in zwei Abschnitte von gänzlich verschiedenem Charakter. Der erste schien ein kühnes Vorwärtsspringen deutscher gelenker Kraft; die Sperren wurden zertrümmert, die Bahn öffnete sich zu einer strahlenden Ferne, und in den Straßen der Heimat durften Tag für Tag die Fahnen frohlocken. Auf diese köstliche, frische Jugend des Krieges folgte die Manneszeit. Da wuchsen Riesenwälle von Feindseligkeiten auf; der Nationenzweikampf erweiterte sich zu einem Weltmassenkriege; das Springen wurde zum Ringen, die Gewandtheit zur Zähigkeit, der Mut zur Ausdauer. Das war nicht mehr die herrliche, schreitende Kriegsgöttin Athene mit

den sonnenhellen Siegesaugen, sondern der Dämon, der in Finsternissen thront, der gierig würgende. Unsere stolze Freude mußte sich in Zucht nehmen, und unsere Tugend wurde das stille Vertrauen.

Der Einfall in Belgien hat eine Parallele im Beginn des Siebenjährigen Krieges. Friedrich der Große verschaffte sich damals einen Vorsprung, indem er in das neutrale Sachsen rückte; er machte sofort die reichen Kräfte des Landes seinen Zwecken nutzbar, indes die sächsische Armee in das befestigte Lager von Pilsen zog und auf die Hilfe der Österreicher wartete. Die Eroberung Belgiens schien ein kecker Handstreich. Am 6. August marschierten die Deutschen längs der ganzen Grenze in das Nachbarland. Schon am nächsten Tage morgens 8 Uhr war Lüttich in ihrer Hand. Eine Festung, von zwölf Forts gedeckt, mit allen technischen Mitteln zur Gegenwehr vollauf gerüstet, mit Panzertürmen und Kruppschen Geschützen und einer Besatzung von 20000 Mann verteidigt – in ein paar Stunden durch den General v. Emmich fast über den Haufen gerannt – das war das „Präludium zu einer gigantischen Fuge". Auf Lüttich folgte die Eroberung der Festung Namur am 25. August. Hier zweigen sich die Wege nach Frankreich; Givet an der Maas ist das eine Tor, Maubeuge an der Sambre das andere. Jenes wurde am 31. August, dieses am 7. September durchgestoßen. Aber die Deutschen begnügten sich mit diesen Durchzugslinien nicht. Da die belgische Regierung ein friedliches Abkommen auch jetzt noch zurückwies, dehnten sie ihre Flanke über ganz Belgien aus. Sie zogen am 20. August in Brüssel ein und gewannen von hier aus eine neue Eingangspforte nach Frankreich gegen Lille und Valenciennes-Cambrai. Und dann mußte der stärkste Schutz der Landesverteidigung sinken. Antwerpen, eine der allergewaltigsten Festungen der Welt, nach menschlichem Ermessen und nach den alten Kriegserfahrungen uneinnehmbar, von der gesamten Streitmacht des Landes

und dazu von einem englischen Heere verteidigt, erlag in elf Tagen der deutschen Kraft. General v. Beseler hieß der Eroberer. Am 9. Oktober war der große Schlag, und nun konnten die Glocken, die lange gewartet hatten, sich im Siegesjubel schwingen; es war ein deutscher Feiertag.

Der deutsche Generalstab, der im Norden alle Wucht gegen Belgien zusammengenommen hatte, zeigte den Franzosen im Süden eine Blöße dort, wo der Schweizer Jura und die Vogesen die Burgundische Pforte offen lassen, wo der Sundgau ist, der Rhein-Rhonekanal fließt und die deutschen Städte Mülhausen, Altkirch, Thann, Gebweiler liegen. Hier stießen von ihrer Ruhmesfestung Belfort her die Franzosen vor. Die Deutschen ließen den Anprall rollen; sie wußten, daß er sich tot rennen mußte, denn der Rhein und die Festungen Neu-Breisach, Straßburg, Istein warten dort. Aber noch ehe das eintrat, kam die Nachricht von unserem Siege bei Mülhausen am 10. August; der brach die französische Offensive im Elsaß.

Zur selben Zeit begann die französische Offensive in Lothringen bei Nancy-Lüneville. Und die wurde am 11. August bei Lagarde zurückgeworfen und am 20. August bei Dieuze. Und als mit diesen Meldungen zugleich aus dem Hauptquartier noch die Kunde von dem Siege des preußischen Kronprinzen bei Longwy am 23. August kam, konnten wir schließen, daß die erste große, ausgedehnte Angriffsbewegung des Generalissimus Joffre auf der langen Front von der Schweiz bis nach Luxemburg mißglückt war.

Und nun wurde uns allen die mächtige Bewegung sichtbar, die auf der ganzen deutschen Linie gleichzeitig zum energischen Angriff einsetzte. Die Gesamtarmee stand jetzt von Mülhausen bis Longwy, und sie streckte sich nach der Besetzung Brüssels sofort nach Norden

noch weiter aus, von Longwy bis nach Lille. Es war die längste Front, die je ein Krieg gesehen hatte. Und sie schob sich vor mit dem Begehren, den Feind irgendwo zu zerbrechen oder auch zu umgehen und dann von seiner Schmalseite her aufzurollen. Die französische Heeresleitung aber fühlte, sobald der äußerste rechte Flügel über Maubeuge vorstieß, daß ihr Kriegsplan zusammenfiel, zumal da dort nur geringwertige Territorialtruppen standen. Das schnelle Einschieben englischer Regimenter unter dem General French war der letzte Versuch, die Idee zu retten.

Am 27. August kam der Bericht von den gemeinsamen Taten unserer Gesamtangriffslinie. Er ließ zugleich zum ersten Male die Gliederung in sieben Einzelarmeen erkennen und nannte die Namen der Kommandierenden. Von Norden nach Süden reihten sich aneinander die Generalobersten von Kluck, von Bülow, Freiherr von Hausen (später General von Einem), der Herzog Albrecht von Württemberg, der Kronprinz von Preußen, der Kronprinz von Bayern und der Generaloberst von Heeringen. Der Chef des Generalstabes war Helmut von Moltke; der Kaiser selbst war am 16. August zur Armee gegangen. Der verheißungsvolle Sedantag schenkte uns frischen Ruhm: Zehn französische Armeekorps wurden zwischen Reims und Verdun zurückgedrängt. Jetzt griff der rechte Flügel unter Kluck am schnellsten aus; er stürmte bis in die Nähe von Paris. Hinter der deutschen Front blieben die Forts und Festungen des zweifachen französischen Verteidigungsgürtels. Am 28. August war schon Manonvillers bei Lunéville genommen, bis zum 3. September fielen die nördlichen Sperrforts, am 7. September auch Maubeuge, am 26. September das erste der südlich von Verdun gelegenen, Camp des Romains bei St. Mihiel.

Wirklich schien es, als sei die militärische und moralische Kraft Frankreichs gelähmt, als brauche es nur noch der schnellen, rücksichts-


W. Klemm

losen Erfolgsausbeutung der Deutschen, um das Land zu knebeln. Unsere Angriffslinie erstreckte sich jetzt an der elsaß-lothringischen Grenze entlang bis nach Verdun; hier nun knickte sie fast rechtwinklig nach Westen um, bog südwärts nach Vitry und wich dann wieder etwas zurück bis Montmirail und Meaux. Paris mußte fürchten, eingeschlossen zu werden; die Regierung flüchtete nach Bordeaux. Ungeheure Kriegsbeute hatten die Flüchtenden den Verfolgern überlassen. In dem Moment brachte sich Joffre zu Ehren. Er faßte einen ganz neuen Feldzugsplan mit einer vorteilhaften Ausnützung des Geländes und der Eisenbahnen. Er sammelte südlich der Marne in einem sehr günstigen Gelände alles, was er an französischen Truppen zusammenholen konnte, dazu afrikanische, englische, indische Hilfsvölker. Es gelang ihm, aus den militärisch und seelisch gebrochenen Scharen wieder eine tüchtige, kampffähige Armee zu bilden. Und nun versuchte er den deutschen rechten Flügel, den General Kluck führte, zu umklammern, die ganze deutsche Linie festzuhalten und zur Schlacht zu zwingen. Die deutsche Heeresleitung erkannte rechtzeitig die drohende Gefahr. Es begann jetzt am 7. September der schnelle, aber außerordentlich geschickte und wachsame Rückzug über die Marne und zur Aisne bis nach Laon und La Fère. Der Bewegung der äußersten Armee mußten sich organisch die nächsten vier Armeen bis nach Verdun anschließen. Es war der Lauf des großen Uhrzeigers auf dem Zifferblatt von 8 auf 11, indes der kleinere Zeiger, die sechste und siebente Armee, auf 5 stehen blieb.

Französische Siegesboten brachten das leicht bewegliche Paris, das eben noch in dumpfer Verzweiflung gesteckt hatte, in einen Rausch des Entzückens. Nach dem Dankgottesdienst in Notre-Dame wurde die Statue der Jungfrau von Orleans mit fast wahnwitzigem Enthusiasmus begrüßt. Die deutsche Bewegung kam Mitte September zum Abschluß. Da sicherten die Armeen auf einem glücklich gewählten

Gelände ihre Stellungen, und damit setzte auf beiden Seiten der zähe Feldbefestigungskrieg ein. Die zweite französische Offensive aber war zu Ende. Es wurde die ungeheuerste Schützenlinie der Welt von der Schweiz bis zur Nordsee, die größte Schlacht an Ausdehnung und Truppenzahl. Die Aussichten auf eine schnelle Entscheidung zerrannen, ob wir auch ungeduldig Tag für Tag darauf lauerten „Die Schlacht steht" — das wurde das Wort Nur nach Norden wuchs die Linie noch; Deutsche und Franzosen suchten hier durch immer weiteres Ausholen einer um die Flanke des andern herumzukommen. Und dieser Aufbau bedingte auch eine andere Verteilung der 7 Armeen, so daß z. B. die Bayern von Lothringen nach Norden kamen. Wochenlang, monatelang währte die Riesenschlacht, eine Schlacht von Schlachten, an der Aisne, im Argonnenwald, an der Maas, auf der Côte Lorraine, in den Vogesen. Als Kampfnamen klangen heraus Noyon, Roy, Fresnois, Vienne le Château, Albert, Reims, Craonelle, Verdun, Saarburg.

Mit den Truppenmassen, die die Eroberung Antwerpens freimachte, schienen die Deutschen einen starken Zuwachs an Kraft zu gewinnen; aber auch der Gegner empfand, daß es hier den höchsten Kampf um Frankreichs Leben und Englands Sicherheit galt, und warf hinein, was er an Soldaten hatte. So wurden diese Schlachten in der Westecke Flanderns vom Meeresstrande bis Lille, am Yserkanal, bei Nieuport, Ypern, Dixmuiden und Langemark das Furchtbarste, das ein Krieg je gesehen hat.

Vor der plumpen Kolossalmacht Rußlands hat immer die ganze Welt Respekt gehabt, die ganze Welt ist aber auch immer von der Wirkung enttäuscht gewesen, die dem Lärmen folgte. Auch in dem französisch-englisch-russischen Kriegsplane sollten die Russen die Rolle des Schlagetots spielen. Man vertraute, daß sie, wenn sie eilig genug

kämen, keinen allzu großen Widerstand finden und sich gemächlich nach Berlin wälzen würden. „Wir wollen Königsberg beiseite lassen, um desto eher in Berlin zu sein," sagte wohlgefällig einer ihrer draufgängerischen Generale. Mit zwei Massenbewegungen setzten sie ein, zugleich gegen Galizien und gegen Ostpreußen.

Hier in Ostpreußen entfalteten sie zunächst große kosakische Kavallerieformationen. Sie standen schon in der Friedenszeit bereit und sollten sofort durch hastiges Dazwischenfahren die preußische Mobilmachung vereiteln. Schon am Morgen des 2. August fielen sie in Ostpreußen ein. Indessen es genügte die Wachsamkeit unseres Grenzschutzes, um die gefürchteten, in ihrer militärischen Tauglichkeit weit überschätzten, in ihrer Barbarei leider weit unterschätzten Schwärme abprallen zu lassen. Die ostpreußischen Landwehrleute und Linientruppen schlugen sie wacker bei Soldau, Kibarty, Schmalleningken, Bialla, Stallupönen und Mlawa zurück. Dahinter nahte nun der Anmarsch der russischen Hauptkräfte in zwei Armeen. Die Wilna- oder Nordarmee des Generals Rennenkampf rückte in der Richtung der Angerapp und der Linie Stallupönen-Insterburg vor. Das erste Armeekorps, das sich ihr siegreich entgegengeworfen hatte, mußte zurückgenommen werden. Ein Stück der Provinz blieb den Feinden überlassen. Mit ihrer kosakischen Zuchtlosigkeit und ihrer räuberhordenartigen Roheit gaben sie dem Kriege einen barbarischen Charakter. Zugleich nun schob sich von Südosten her die andere russische Armee, die Narewarmee unter dem General Schilinski, gegen die masurischen Seen vor. Da kam der General von Hindenburg. Er bildete die achte deutsche Armee und schlug mit seiner resoluten Kühnheit die wundervolle Schlacht bei Tannenberg am 28. August. Zwischen Gilgenburg und Ortelsburg umfaßte er die Narewarmee und hetzte sie in die Seen und Sümpfe. Es war eine Erdrückung, eine Erwürgung; 150000 Russen kamen um, 92000 wurden ge-

fangen, die ganze Artillerie wurde vernichtet. Es war der schönste Sieg des ganzen Krieges, „das Cannä der Russen". Dann stürzte sich der Sieger auf die andere Armee, die unter Rennenkampf, und schlug sie am 10. September zum Lande hinaus. Vierzehn und ein halbes russisches Armeekorps waren auf der Flucht. Die Preußen blieben ihnen auf den Fersen und besetzten das Gouvernement Suwalki.

Erst im November vermochten es die Russen, ihren Lawinenvorstoß gegen West- und Ostpreußen zu wiederholen im Zusammenhang mit ihrem polnischen Feldzuge. Und wieder wurden sie zunächst an den beiden alten Eingangstoren abgewiesen bei Soldau und Lipno und bei Stallupönen. Und am 16. November, gerade jetzt im Augenblick, klingen von unseren Türmen alle Glocken und rufen den Sieg ins Land: das deutsche Heer hat die Russen, die gegen Thorn vorrückten, bei Wloclawec und Kutno geschlagen und 25000 Gefangene und 70 Maschinengewehre gewonnen.

Abseits von dem Vormarsch der Russen gegen Preußen steht ihr Feldzug gegen die Österreicher in Galizien. Hier boten sie ihre Hauptmacht unter dem Generalissimus, dem Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, auf.

Beim Ausbruch des Weltkrieges hatte man erwartet, daß die Österreicher und Ungarn in der Grundidee ihres Zweifrontenkrieges ähnlich vorgehen würden wie die Deutschen, daß sie also sich sofort energisch auf Serbien werfen und dann nach dessen Bändigung ihre Gesamtmacht gegen Rußland stellen würden. Es scheint, daß sie diesen Plan aufgeben mußten, ehe sie ihn ausführen konnten. Früher und in weit größeren Massen, als berechnet war, hatten die Russen ihre Mobilisierung fertig und brachen in Galizien ein. Das österreichisch-ungarische Heer, das gegen Serbien stehen blieb, 2 Armeen, die fünfte und sechste, unter dem Feldzeugmeister Potiorek, war nicht gelenkig genug, um

auf einem sehr schwierigen Gelände das kriegerische Serbenvolk noch vor seinem eigentlichen Aufmarsch mit atemlosen Streichen niederzuzwingen. Es mußte versuchen, durch Einzelerfolge die Ausfälle des Gegners zurückzuweisen und ihn zu ermatten. Die Kampflinie zog sich von der Drinamündung an der Save entlang bis Belgrad und von dort an der Donau entlang bis Semendria. Alle Versuche der Serben, den Krieg aus ihrem eigenen Lande nach dem reicheren Ungarn hinüberzutragen, mißlangen. Vor allem wurde am 6. September ihre berühmte Timokdivision, die auf Kähnen die Save überschritten hatte, bei Mitrowitza fast gänzlich vernichtet. Seitdem haben die Österreicher und Ungarn sich zu einer kraftvolleren Offensive zusammengenommen. Sie stehen jetzt in der Nordwestecke Serbiens bei Valjevo dem Feinde gegenüber; setzen sie hier weiter ein siegreiches Vorwärtsschreiten durch, muß auch Belgrad bald fallen. Und dann gehört ihnen der Weg ins Innere des Landes, der Weg nach Nisch.

Galizien, das Karpathenvorland, wo die Weichsel mit ihrem Nebenflusse San entspringt und jenseits der Wasserscheide der Dnjestr zum Schwarzen Meer lenkt, spannt sich halbmondförmig in einer sechshundert Kilometer langen Ausdehnung von Krakau über Przemysl und Lemberg nach Czernowitz aus, von Schlesien bis Rumänien. Die ersten Kämpfe entwickelten sich wie in Ostpreußen. Die Russen schickten schnell Kavalleriedivisionen vor; aber diese fielen zurück. Dahinter kamen die Massen vorwärts, weit ausholend zur Umklammerung des Landes. Der österreichisch-ungarische Generalstab unter seinem Chef, dem Freiherrn von Hötzendorf, begegnete dem Angriff mit vier Armeen, die zu zwei Flügeln ohne Zentrum gegliedert waren. Die erste, die westliche, stieß unter dem General Victor Dankl rasch in das russische Polen hinein und siegte bei Krasnik in der Schlacht vom 22. bis zum 24. August und bei Lublin am 1. September. Von hier führt die Bahn nach Warschau. Links von der Weichsel erreichten die

Österreicher und Ungarn schon die Lysagorahöhen und fanden dort den Anschluß an die deutschen Waffenbrüder. Inzwischen hatte auch ihre zweite Aufstellung, die östliche, die drei Armeen unter den Generälen Auffenberg, Boroewic und dem Erzherzog Joseph Ferdinand, auf polnischem Boden vom 25. bis zum 29. August in langer Front von Zamosc bis Belz glücklich gekämpft. Der gewaltige Nachschub großer russischer Reserven scheint indessen die Österreicher und Ungarn um die Frucht ihrer Siege gebracht zu haben. Um den Abbruch ihrer Verbindungen zu hindern, gingen beide Armeen kämpfend langsam zurück und suchten eine neue Ordnung ihrer Kräfte. Nach den Kämpfen bei Rawaruska standen die Russen bei Przemysl, Lemberg und Czernowitz.

Jetzt begann die zweite Epoche der polnisch-galizischen Kämpfe. In dieser nahmen die Russen, durch die mobilisierten Verbände aus dem Innern ihres Reiches und aus Asien verstärkt, hinter der Weichsel und dem San eine Linie ein von der starken Festung Warschau einerseits nach Iwangorod, Sandomir und Lemberg und andrerseits nach Nowo Georgiewsk, Plozk und Wloclawec. Es war eine Situation wie an der Aisne. Die westliche österreichisch-ungarische Armee unter Dankl vereinte sich mit einer ganz neugebildeten deutschen unter Hindenburg zu einer gemeinsamen Offensive. Die Russen schienen zuerst jenseits ihrer Flüsse verharren zu wollen; aber wahrscheinlich wurden sie von Paris und London aus zum Vorgehen gestachelt. So überschritt, indes sich ihr südlicher, linker Flügel bei Lemberg in der Defensive hielt, ihr nördlicher rechter Flügel mit ungeheuren Massen die Weichsel Die deutschen Truppen brachen trotz ihrer Siege bei Warschau und Iwangorod den Kampf ab und wurden zurückgeführt. Der überlegte Schachzug bewährte sich. Der linke Flügel der Hindenburgschen Armee unter dem General v. Mackensen ereilte die nachsetzenden Russen zunächst bei Wloclawec und Kutno. Im Anschluß an diesen schönen



SIEGREICHER STURM.



Sieg kamen die Depeschen, die den verlustreichen Zusammenbruch der russischen Gegenangriffe gegen die neue deutsch-österreichische Offensive bei Lowicz und Pilica meldeten.

Die Gefechte in unseren Kolonien, selbst der Heldentod Tsingtaus, konnten nicht von bestimmender Bedeutung in unserem Kriege werden, aber unsere Marine setzten wir in die Berechnungen von vornherein mit wuchtigem Werte ein. Das Landheer ist im sicheren Besitze alter Siegeserinnerungen; auf der See galt es den ersten Sturmlauf zum Ruhm. Wir hielten den Atem an, und das Herz klopfte. Wir haben alle die Flotte vor unseren Augen heranwachsen sehen. Das Jünglingshafte bestrickt immer und dazu das Freie, Ungebundene und das sichere Entweder-Oder der Entscheidung. Unsere Flotte – in den zwei Worten liegt viel Liebe und nun auch sehr viel Stolz.

Acht Tage vor dem Ausbruche des Krieges telegraphierte der kommandierende Admiral der englischen Flotte an Grey: „Wir haben die deutsche Flotte in unserem Griff – ein Wort, und wir fegen sie weg!"

Die Wege der Flotte sind nicht wie die der Landarmee sichtbar; aber dafür kommen auch ihre Erfolge viel unmittelbarer über uns. Mit dem „Ran an den Feind!" klingt auch schon der Siegesschrei zusammen. Das kriegerische Manöver zur See stellt sich greifbarer der Phantasie dar, ist trotz aller spitzfindigen Technik ein elementares Kämpfen geblieben.

Schon am 2. August schoß der Kreuzer Augsburg den kurländischen Hafen Libau in Brand, und dann bombardierten Goeben und Breslau die algerische Küste. Kecke, auf Leben und Tod gefaßte Schiffe umlegten die englischen Küsten mit Minen, und die Unterseeboote, die kleinen Davids, bohrten die feindlichen gewaltigen Goliaths in den Grund. Welch ein Strahlen brach hervor, als die

Kunde von England einlief, daß unser U 9 unter dem Kapitän Weddigen nordwestlich von Hoek van Holland die gepanzerten Kreuzer Aboukir, Hogue und Cressy mit aller Mannschaft vernichtet hatte. Die englische Zeitung „Manchester Guardian" gestand: „Hätten wir solchen Erfolg gehabt, würden wir sagen ‚brillante Leistung'." Und die „Daily Mail" seufzte: „Nur eine sehr glänzende Waffentat unserer Flotte könnte den niederschmetternden Eindruck verwischen; aber es fehlt uns das Vertrauen, daran zu glauben."

Und dann kamen aus allen Ecken der Ozeane, aus dem Atlantischen, dem Ostasiatischen, dem Bengalischen Meere, aus der Südsee die Botschaften von unseren Geisterschiffen. Gestern dort, heute hier blitzten sie auf wie die Ulanen und packten die Kauffahrteischiffe und versenkten sie. Das waren die Dresden und die Karlsruhe und dann die Emden an allen Enden. Dies eine Schiff vermochte es, monatelang den ganzen englischen Handel einzuschüchtern. Und sein Kommandant wurde zusammen mit dem General Hindenburg der volksbeliebte Held. Bis zum 30. Oktober hatte er 51 Dampfer gesprengt und einen russischen Kreuzer und ein französisches Kanonenboot in einem englischen Hafen vernichtet und das alles mit einer jünglingshaften Ritterlichkeit. Als die Emden starb, starb uns allen ein Freund.

Gewaltiger als diese Fahrten klang am 1. November die Schlacht bei der Insel Santa Maria vor dem chilenischen Hafen Coronel. Das deutsche Geschwader des Grafen von Spee fiel hier über einen gleich starken Feind her und vernichtete ihn. Zwei englische Panzerkreuzer und ein kleiner Kreuzer wurden das Opfer der deutschen Geschütze. Seit Nelsons Sieg hatten nun die Engländer die erste Seeschlacht wieder. Und der Trafalgarmythus und der Nymbus der Meeresherrschaft riß in Stücke. Und es war eine Katastrophe, und ringsum lachte die Schadenfreude aller Nationen.

In derselben Zeit, als dies Unglück durch England lief, donnerten an seiner Küste am 4. November morgens bei Yarmouth die deutschen Schiffskanonen. Unsere Schiffe hatten den Weg durch die Minenfelder gefunden. Seit 250 Jahren, seit der Fahrt des holländischen Admirals de Ruyter im Jahre 1667, war solcher Schrecken nicht durchs Land gefahren. Der Gedanke eines deutschen Einfalls, immer von englischem Hochmut bespöttelt, gewann unheimliche Gestalt. Nicht einmal zur Küstenverteidigung genügte die englische Flotte, um wieviel weniger also zur Tyrannei der Ozeane.

Noch am 11. September hatte in einer öffentlichen Volksversammlung in London Winston Churchill mit breitem Munde geprahlt: „Der Krieg dauert jetzt sechs Wochen. Der deutsche Handel ist von den Meeren weggefegt. Alle unsere Schiffe kommen mit unbedeutenden Ausnahmen wohlbehalten und pünktlich an ihren Bestimmungsorten an ... Wir kreuzen in deutschen Gewässern, ohne die deutsche Flagge zu Gesicht zu bekommen .... Wir haben keinen Anlaß zu Besorgnissen, daß es uns fernerhin nicht möglich sein sollte, dieselbe Kraft zur See zu entfalten, die uns seit Jahrhunderten zu eigen ist .... Unsere Oberherrschaft auf den Meeren bleibt gegen Deutschland aufrechterhalten, solange wir wollen." Nun, dies Dogma hat heute keine Geltung mehr. Am 10. November, zwei Monate nach jener Rede, schrieb die „Washington Post":

> „Was wird aus der britischen Seeherrschaft? Ist der alte Geist tot? Die deutsche Flotte ist eine neue Schöpfung; ihre Kommandanten und Seeleute sind Neulinge; sie vollbrachten dennoch Wunder an Wagemut und Tüchtigkeit ... Die Welt hat für Verlierende keine Zeit. Wenn eine Nation sich einmal auf absteigender Linie bewegt, sinkt sie bald zur Niederlage und zum Untergang herab. Ihre Vergangenheit bedeutet nichts, wenn sie nicht in der Gegenwart siegen kann oder will."

Der englische Stolz machte sich endlich an die Verfolgung des siegreichen Kreuzergeschwaders des Grafen Spee, aber dieser Stolz verschmähte doch die Hilfe der französischen, russischen und selbst der japanischen Flotte nicht. Bei den Falklandsinseln versanken am 8. Dezember die deutschen Schiffe nach einem braven Kampfe gegen höhnische Übermacht mit heldenkühner Flagge in den Wogen. Nur der kleine Kreuzer Dresden und der Hilfskreuzer Prinz Eitel Friedrich schlugen sich durch. Und sie haben dann, ebenso wie ihre Kameraden Emden und Karlsruhe, auf allen Meeren, von jeder Hilfe des Vaterlandes abgeschlossen, auf sich und ihre Verwegenheit allein angewiesen und ohne den Trostgedanken glücklicher Heimkehr, ihr Leben in Abenteuern jeden Tag von neuem erkämpft und der feindlichen Handelsschiffahrt in wenigen Wochen einen Schaden von Hunderten von Millionen zugefügt.

Am 24. Januar ging ein deutsches Geschwader in See zum Vorstoß gegen Englands Küsten, und es bestand nordwestlich von Helgoland ein tapferes Gefecht gegen weit überlegene Streitkräfte. Zur Abwehr der britischen Verknechtung der Meere und des heimtückischen Versuches, unser Volk, das keine Macht in der Schlacht fällen konnte, durch erbarmungsloses Aushungern feige niederzustrecken, blieb uns als Waffe der Unterseebootkrieg an der Ostküste des Gegners, im Kanal und in der Irischen See. Am 18. Februar setzte unsere Blockade ein; sie wurde zu einer kräftig wirkenden Wahrheit, und kein Tag ist seitdem vergangen, der nicht die Arbeit unserer Tauchboote mit reicher Beute belohnt hätte. Die sehr empfindliche Einbuße der englischen Kriegsmarine ist wegen der kläglichen Vertuschungsliste ihrer Admiralität noch nicht mit Zahlen zu fassen, aber der Kriegsverlust der Handelsmarine betrug bis zur Mitte des März 171 Schiffe. Und dies ist doch auch ein Ergebnis, dessen wir froh sind: Keins der gefürchteten englischen Panzerschiffe hat es gewagt,

unsere Wasserkante mit Granaten heimzusuchen; die Ost- und Nordsee sind, soweit sie in unserer Macht- und Hoheitssphäre liegen, für die Schiffahrt frei, indessen die deutschen Kreuzer schon längst den befestigten Hafenorten Großbritanniens, Rußlands und des kolonialen Frankreichs ihre vernichtenden Grüße geschickt haben.

Das Togoland und die Südseeinseln sind uns von den Gegnern geraubt, aber in den anderen Kolonien wehrt sich das Deutschtum, losgerissen von der Heimat, furchtlos gegen die Übermacht. Die Schlacht bei Tanga in Ostafrika am 2. November wurde zu einer bitteren Niederlage der Engländer und ihrer indischen Hilfstruppen.

Seit der Sultan die grüne Fahne des Propheten Mohammed über seine Völker hob und den Dschihad, den Heiligen Krieg aller Rechtgläubigen gegen die Feinde des Islam, gegen England, Rußland, Frankreich, verkündete, steht auch der ganze Orient in Feuer, und unsere Erwartung blickt Tag für Tag in die Ferne, zum Kaukasus und zum Schwarzen Meere, nach Persien, Mesopotamien, Syrien und noch weiter zum Sudan und nach Indien. An den Dardanellen erhitzt sich die Entschlossenheit des Angriffs und der Verteidigung zu einer Krisis, deren politisch-diplomatische Folgen nicht geringer sein werden als die strategischen.

Wir vergessen aber nicht, daß unser Geschick im Westen und Osten des Vaterlandes entschieden wird. Die Schlacht im Westen, zeitlich und örtlich ins Ungemessene gedehnt, ist eine Kraftprobe von kriegsgeschichtlicher Eigenart. Zahllose Energien sind in ein kriegerisches System gespannt, das keinen Fehler, keine Lücke verzeiht. Die Strategie und Technik werden vor immer neue Probleme gestellt. Der Soldat bequemte seinen Körper einer geänderten Lebensweise an, zwang seine Nerven zu einer ungewöhnlichen Spannung und mußte selbst seine Bravour und seine Kriegsmoral modeln. Hier ist die

Schlacht des modernen Stils geboren; und sogar der Zuschauer aus der Ferne ist genötigt, sich durch eine neue Begriffslehre zu erziehen, damit er die gerechten Werte des Ungewöhnlichen findet. Der Spaten wurde zur Waffe. Feind und Freund liegen sich in Verschanzungen gegenüber; und diese laufen nebeneinander her, schmiegen sich jeder Laune des Geländes an, panzern sich durch schlau ersonnene Hindernisse, ducken sich gegen die Unbilden eines langwierigen Winterwetters, ersinnen alle Möglichkeiten bequemer Seßhaftigkeit. Es scheint, als ob der glühende Lavafluß des Krieges hier plötzlich in der Bewegung erstarrte, aber es scheint nur so; im Innern knistert das Feuer. In Stoß und Gegenstoß ohne Unterlaß machen sich die Gegner Schritt um Schritt den Boden streitig, jede Faust voll Erde wiegt schwer von jungem Heldenblut. Die Soldatentugend, die dieses Kämpfen besteht, wird der Ruhm einst in unerhörte Worte fassen.

Die Schlachtzone beginnt jetzt an den Dünen von Lombaerdzyde, und Hunderte und Hunderte von Namen reihen sich an, unglückliche Marksteine des erbarmungslosen Würgens. So zieht sie von Westflandern vorbei an Dixmuiden und Ypern nach La Bassée und Arras, dann südwärts durch die Landschaften Artois und Pikardie zur Aisne, weiter östlich über Soissons durch die Isle de France, an Reims entlang über die Champagne hin, mitten durch die Argonnen bei Varennes, im Bogen um Verdun nach Süden zum Woëvregebiet und von St. Mihiel durch Lothringen und am Elsaß entlang über die Vogesen endlich zum Sundgau.

In diesem Stellungskriege, in dem Faustkampf und unaufhörliche Kanonaden den Puls angeben, lassen sich Gewinn und Verlust, Hoffnungen und Hemmungen kaum zahlenmäßig feststellen; aber über diese Abrechnung hebt sich das Bewußtsein: Wir sind es doch, die als Belagerer im Feindeslande liegen, wir knien auf der Brust des Gegners, wir haben Belgien ganz in unserer Hand und ein be-

trächtliches Stück Frankreichs, sein wertvollstes Industriegelände. Und unsere Feinde können uns nicht wieder abschütteln, auch wenn sie mit dem vollen Aufgebot ihrer französischen, englischen, belgischen Soldatenkraft noch die farbigen Hilfshaufen der ganzen Welt zusammenballen. Bei Noyon stehen wir vier Tagemärsche von Paris, und die Feinde sind selbst bei Verdun noch dreißig Tagemärsche von Berlin entfernt.

Wir überheben uns nicht, aber wirksam genug liegt der Sieges-wert dessen, was wir errangen, da, wenn wir die aufgeblasene Ruhmredigkeit danebenstellen, die der Gegner seinen Mißerfolgen als Lügenherold vorausgesandt hat. Am 3. November verkündete General French seinen Truppen: „Keine Armee der Welt hat vollbracht, was ihr geleistet habt; in wenigen Tagen werden wir den Feind auf seinem eigenen Gebiete bekämpfen, ihn zurücktreiben und ihm eine zerschmetternde Niederlage bereiten." Und Joffre am 17. Dezember: „Die Stunde des Angriffs hat geschlagen. Es handelt sich jetzt darum, die deutschen Kräfte zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien. Ihr habt schon gesiegt an der Marne, an der Yser, in Lothringen und in den Vogesen. Ihr werdet zu siegen verstehen bis zum schließlichen Triumph." Stünde der Generalissimus da, wo er nach dem Register seiner stolz verkündeten Metererfolge stehen müßte, so wäre er längst am Rhein.

In der dritten Dezemberwoche und in der Weihnachtszeit trieben die verbündeten Feinde ihre Offensive mit dem Zusammennehmen ihrer äußersten Kräfte gegen die ganze Front von Nieuport bis Dammerkirch. In den Dünen, bei Albert und bei Perthes waren die am heißesten bestürmten Stellen. Auf den mitleidslosen Totenfeldern erstickte ihr Mut. Auch in der Folgezeit brachte ihnen die nervöse, verzweifelte Art, wie sie die deutsche Linie abklopften, nicht den geringsten wirklichen Gewinn, ob sie an den Flanken am Yser-

kanal und im Oberelsaß sich rührten, oder im Zentrum an der Aisne, in der Champagne, in den Argonnen, im Woëvre. Für das deutsche Heer aber kamen Ruhmestage, die den Ahnen von 1870 nichts nachgaben. Das waren der Sieg bei Soissons, wo am 13. und 14. Januar die Generale v. Lochow und Wichura mit überraschender Umfassungstaktik die Franzosen über die Aisne hinüberwarfen, und die Erstürmung der Höhen von Craonne und Hurtebise am 25. und 26. Januar unter den Generalen v. Gersdorff, v. d. Planitz und d'Elsa. Die zähen Urwaldkämpfe in den Argonnen drängten schrittweis von Baum zu Baum, oft mit dem Mittel der Minen und Sappen den an Stärke überlegenen Gegner zur Defensive zurück; und auch in den Vogesen brachen die erneuten Angriffe der mit allen Schlichen des Gebirgskrieges vertrauten Alpenjäger unter der unermüdlichen Widerstandskraft unserer Soldaten zusammen.

In Flandern riefen die Engländer das Meer als grausamen Bundesgenossen zur Hilfe; die fruchtbaren Niederungen wurden zur Lagune, auf der die Inseln mit den kläglichen Ruinen der zusammengeschossenen Städte, Dörfer und Gehöfte schwimmen. Aber der Schlachtengrimm konnte nicht in den Fluten ertrinken. Unseren Erfolgen bei Ramscapelle, Dixmuiden, Langemark, St. Eloi und Messines gegenüber steht der kleine englische Gewinn bei Neuve Chapelle, wo am 11. März 48 Bataillone unsern 3 Bataillonen die Stellung nahmen. Sie zahlten sie nach ihrem Eingeständnis mit dem Tode von 12000 Mann und dem Verlust von 794 Offizieren. Am 10. März gab uns das Große Hauptquartier den gedrängten Bericht über die 21 Tage lange Winterschlacht in der Champagne. Seit dem 16. Februar hatte hier Joffre, vielleicht überzeugt von der Verpflichtung, daß er die Not der Russen in Masuren entlasten müßte, auf einem schmalen Raume von nur ungefähr acht Kilometern einen massierten Angriff zum Durchstoßen der deutschen Linien angesetzt. Sechs seiner Armeekorps,

300000 Mann, konnten zwei rheinische Divisionen und einige Bataillone Garde unter den Generalen von Einem, Riemann und Fleck nicht erschüttern, und selbst der ungeheuerlichste Granatenhagel, der in 24 Stunden oft über 100000 Schuß zählte, blieb wirkungslos. Mit einem Opfer von 50000 Mann gingen die Feinde besiegt zurück.

Die Summe aller französischen Verluste gab eine vertrauliche Zusammenstellung des französischen Kriegsministeriums für die Zeit vom 1. August 1914 bis zum 1. Februar 1915 auf 450000 Gefallene, 700000 Verwundete, 200000 Gefangene an; das ist ein Drittteil ihrer verfügbaren Kräfte. Und wir wissen, daß wenigstens die Zahl der Gefangenen noch viel größer ist.

Auf dem fernen Kriegsschauplatze in Serbien liegt das Schweigen. Die Österreicher und Ungarn haben ihre Erfolge hier im November und am Anfang des Dezember nicht festgehalten, sondern das Land zum größten Teile wieder geräumt und auch Belgrad preisgegeben. Aber ein anderer Feind geht darüber hin, der finsterste und grausigste, die Seuche, und in ganzen Schwaden mäht er ohne Gnade seine Ernte.

Unsere Ostfront zeigt jetzt eine ähnlich geschwungene Kurve wie die Westfront, nur in einer doppelt größeren Ausmessung. Sie fordert von der Herrschermacht des Feldherrngeistes eine fast ins Unmögliche gedehnte Spannkraft. Von Polangen läuft sie jenseits Tauroggen zum Njemen, überschreitet diesen Fluß und bleibt auf seinem linken Ufer bis zur Festung Osowiec; sie folgt der Zeichnung des stark befestigten Narewufers und geht über Mlawa zur Weichsel und dann hinüber in den Bsura-Sucha-Rawka-Abschnitt; sie steigt über die Pilica bei Tomaszow, führt an Kielce vorbei zur Nida und abermals über die Weichsel zum Dunajec, um am Karpathenkamm entlang zum Quellgebiet des San, nach Kolomea und Czernowitz zu dringen.

Diese Linie ist das Ergebnis siebenmonatiger Kämpfe ohne Rast mit einem Feinde, der aus einem fast unerschöpflichen Schoße seine immer neuen Massen mit fünffacher Überlegenheit an allen Punkten zugleich heranwarf. Weitgestreckte Entfernungen, ausgesogene Landschaften, grundlose Wege, schneidende Schneewehen und grimmiger Frost gaben diesem Kriegsschauplatze im Winter seine Eigenart. Und der Oberbefehlshaber v. Hindenburg zeichnete den Kämpfen ein weitaus anderes Tempo und andere Rhythmen, als sie im Westen tragen. Durch kühn gezogene, große Bewegungen versuchte er, die Entscheidung diktatorisch herbeizureißen.

Nach den Novembersiegen der Generale v. Morgen und v. Makkensen bei Wloclawec und Kutno gerieten Teile dieser Armee durch eine unerwartete Konzentration übergroßer russischer Streitkräfte in die äußerste Gefahr einer Umklammerung ostwärts von Lodz; und es war die kühnste Tat, als sie in der Nacht vom 24. bis zum 25. November sich bei Brzeziny durchschlugen und dem Feinde sogar noch 12000 Gefangene abnahmen.

Die Karpathenfront sah aus den langwierigsten Hochgebirgskämpfen im Januar und Februar eine eigene Riesenschlacht sich entwickeln. Deutsche Truppen erschienen hier zu unserer Überraschung an der Seite der Österreicher und Ungarn. Die Linie der Verbündeten schob sich vor, die Päße wurden erstürmt; und während im Zentrum bei Dukla, Uzsok, Lupkow die Schlacht noch steht, griffen die Flanken am Dunajec und vor allem in der Bukowina schneller siegreich vorwärts. Noch ist Ostgalizien russisches Faustpfand, aber doch kein sicherer Besitz, und den Fall der Festung Przemysl am 22. März müssen wir als etwas Unvermeidliches hinnehmen.

Drückte schon unser Vormarsch in den Karpathenländern beängstigend auf den linken Flügel der russischen Gesamtfront, so wurde

ihrem rechten ein noch viel übleres Geschick bereitet. Monatelang hatten sich unsere schwachen Truppen auf die Verteidigung Ostpreußens an den großen masurischen Seen und an der Angerapp beschränken müssen. Nun aber sammelte Hindenburg hier reichliche Kraft. Und indessen er die Masse der Feinde im Zentrum bei Warschau durch eine Verwicklung im Sucha-Rawka-Bsura-Abschnitt festhielt und ihre Aufmerksamkeit stachelte, ersann er ihnen dort oben den Untergang. Gerade als die englischen Zeitungen eine ganz neue gigantische Offensive der Russen in die Welt hinausschrien, geschah das. Bei widrigstem Schneetreiben gingen die Deutschen in Ostpreußen am 7. Februar mit verschleierter Bewegung, aber mit dem Einsatz unermüdlicher Marschtüchtigkeit vor, drängten unter den Generalen v. Below, v. Eichhorn, v. Litzmann und v. Falck die ganze Armee des Gegners, der über sechs bis acht Korps verfügte, aus ihrem Verhau und Verhack heraus, umklammerten sie mit zwei eisernen Armen im Osten der Seenplatte und zerdrückten ihr Knochen und Herz. Das war die neuntägige Winterschlacht in Masuren. Die sachlich knappen Worte des bescheidenen Siegers faßten kaum die schwellende Wucht der Bedeutung seiner Tat. Die Beute war so prächtig wie einst bei Sedan – über 100000 Gefangene, elf Generale, 300 Geschütze und unübersehbares Kriegsmaterial. Nichts entkam. Die verzweifelten Gegenstöße der Russen bei Augustowo und Prasenysc erschütterten das Ergebnis nicht; und auch der Einfall der Raubscharen in Memel fand ein klägliches Ende. Die Bedrohung der preußischen Grenzlande zerriß nun im Wahn. Aber die Pariser Zeitungen behagten sich weiter in ihrer Sinnenverwirrung. Der Figaro pries die Russen: „Sie haben ihren Rückzug so exakt wie ein Manöver ausgeführt; sie sind niemals näher am Siege gewesen als jetzt nach ihrem Rückzuge; überhaupt sind sie im Rückzuge Meister."

Am 3. September hatte Poincaré seinem Volke zugerufen: „Die russischen Armeen rücken weiter vor, um den entscheidenden Stoß in das Herz des Deutschen Reiches zu führen"; neun Tage darauf redete Lord Curzon: „Ich hoffe es zu erleben, daß die Lanzen der bengalischen Reiter auf den Straßen Berlins funkeln und dunkelhäutige Gurkhas es sich in den Potsdamer Parks bequem machen"; der russische Minister Goremykin sprach am 9. Februar vor der Duma: „Die Taten unserer Truppen bringen uns jeden Tag dem ersehnten Ziele näher" ... nun, dieses ganze barocke Ruhmgerüst ist erbärmlich zusammengestürzt.

Am 1. November ergab die amtliche Zusammenstellung der gefangenen Feinde in Deutschland 426034 Mann und 7213 Offiziere, in Österreich und Ungarn 92727 Mann und 867 Offiziere. Am 15. März stiegen die Ziffern dort auf rund 801000 Mann und 9000 Offiziere, hier auf 300000. Was diese ungeheuerliche Summe von 1110000 bedeutet, erfassen wir durch einen Vergleich mit der Zahl der Gefangenen im Jahre 1870: sie betrug damals nur 383000. Die deutschen Kriegsgefangenen dagegen zählten in Frankreich, England und Rußland Ende Januar 1915 insgesamt nur 76500.

Wir stehen heute unter der Weihe, die der hundertste Geburtstag des großen Kanzlers auf uns legt. „Jedes Volk ist so viel wert, wie es leistet", ist sein Wort. Wir sind dessen froh. Während das deutsche Schwert Funken schlägt von den Dünen der Nordsee bis zur Schweiz, von den Karpathen bis zum Kurischen Haff, hat sich hinter der Front Hand in Hand geschlossen in einer menschlichen, brüderlichen Einheit, die noch köstlicher ist als die politische. Und alle haben wir uns unter das Kommando des stählernen Willens, der herben Zucht und Pflicht gestellt. So stehen wir wirtschaftlich gerüstet in einem Harnisch, der hieb- und stichfest ist, ein Volk nicht

der Worte, aber der Taten. Unsere Scheunen sind voll von Korn, bis die nächste Ernte sie von neuem füllt, und in unserer Schatzkammer liegt der Reichtum der Erde. Am 19. September gab das Volk dem Kriege 4 Milliarden und am 19. März 9 Milliarden, eine Großtat, die in der Weltgeschichte nirgends ihresgleichen hat. Freudig darf es sich den Orden an die Brust heften, den der Dank des Kaisers ihm reichte: „Freude und Stolz erfüllt mich, in solcher Zeit der erste Diener einer solchen Nation zu sein."



Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig





3.50

BORKOWSKI · VNSER HEILIGER KRIEG · ERSTER TEIL